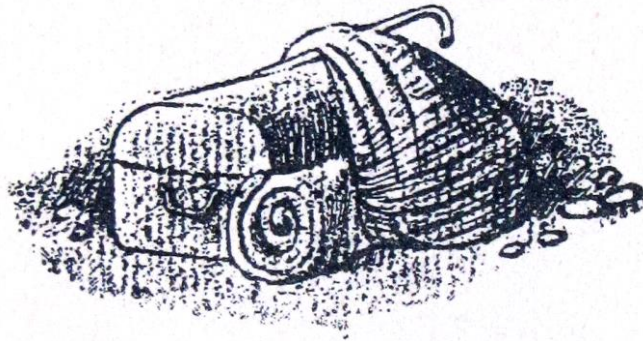


Dorus Kromer<sup>1</sup>

---

**Die Amerikafahrt  
Aus den Goldgräberjahren eines Schwarzwälder  
Bauernsohnes.**



---

herausgegeben von Heinrich E. Kromer<sup>2</sup>  
bei L. Straackmann in Leipzig<sup>[5/6]</sup><sup>3</sup>

Ausstattung von Egon Pruggmayer, Leipzig  
Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig

8. – 12. Tausend. 1942  
Copyright by L. Straackmann Verlag in Leipzig  
Printed in Germany<sup>[6/7]</sup>

Abschrift<sup>4</sup>, 2. korrigierte und erweiterte Version, Gerhard Boll, Gurtweil

---

<sup>1</sup> **Isidor**, genannt Dorus, **Kromer**, \*03.04.1829 in Birkendorf-Vogelsang als Sohn des Dionysius Kromer und der Maria Kaiser; †08.02.1905 in Fruitvale bei San Francisco im Alter von 75 Jahren, 10 Monaten und 5 Tagen bei seinem 3. USA-Aufenthalt.

<sup>2</sup> **Heinrich Ernst Kromer**, \*26.09.1866 in Riedern a. W., †05.05.1948 in Konstanz, Sohn des Isidor Kromer und der Maria Maurer, \*09.05.1831, †1880, (aus Zivilehe)

<sup>3</sup> <sup>[6/5]</sup> Seitenwechsel und Seitenzahl <sup>[vorangegangene/folgende Seite]</sup> des Originaldrucks

## Erstes Kapitel

### ***Wie ein Dutzend Schwarzwälder über einen großen Wirt und über Paris nach Havre kommen Eine Unglückseule / Sechs Burschen feiern Abschied von Europa***

Als Grund meiner Auswanderung wüßte ich eigentlich nichts Triftiges anzuführen, eher das Gegenteil; hatte ich doch neben meinen zwei älteren Brüdern auf unserm großen Hof eben erst mir ein eigenes Haus zu bauen unternommen, die Steine dazu selber gebrochen und auch sonst das Nötigste auf den Platz geschafft und mich obendrein mit dem Gedanken getragen, trotz meiner jungen Jahre mich bald mit einem Mädchen aus dem Dorf zu verheiraten und auf eigenem Grund zu werkeln und zu wirtschaften. Nun rumorten zwar das vor wenigen Jahren erst entdeckte Goldland Kalifornien und die märchenhaften Geschichten darüber in vielen Köpfen und eine unternehmende Jugend gährte; aber wenn die Alten dawider wehrten und warnten, solange einer in der Heimat Besitz oder Auskommen hatte, so ließ man es bei Ärmern gelten, wenn sie sich in der Ferne ein besseres Leben zimmern wollten, oder hieß es sogar gut. Ich aber war ein unruhiger Kopf voll [7/8] Unternehmung, und so bedürfte es nur eines kleinen Zwists mit meinem älterm Bruder, daß mein Entschluß fertig stand: Nach Amerika! Mit Marei, meiner Verlobten, die mir vertraute, war ich schnell einig; wir wiederholten und beteuerten uns das Versprechen, wonach sie mich in einigen drei oder vier Jahren zurückerwarten durfte, wie auch ich sie noch als die Meine zu finden hoffte, und so hatte ich nur noch im Dorfe Abschied zu nehmen, zuletzt den schmerzlichen und wehmütigen von meiner kranken Mutter, deren Liebling ich war. Daß dies der Abschied fürs ganze Leben sein sollte, mochte die Gute fühlen; ich tröstete sie in ihren Tränen und wurde doch der eigenen kaum Herr, dann trat ich in den Morgen hinaus — es war am 6. November 1851 — und fuhr auf einem zweispännigen Leiterwagen von unserem Weilerhof ab ins nahe Riedern, wo ich noch meine Schulkameraden Josef Kernbold und Karoline Seifert<sup>5</sup> aufnahm, die ebenfalls nach Amerika wollten, aber aus anderen Gründen als ich, und aus triftigeren. Dorfaus dann winkten wir der Heimat und ihrem Kirchlein ein letztes Lebewohl zu, die Rosse zogen an und der Wagen holperte auf der leicht mit Schnee behauchten Straße nach Ühlingen hinab, von dort gemächlicher bergan, Birkendorf zu, wo ein weiterer Zweispänner uns erwartete mit sieben Auswande-

Abschied  
vom  
Schwarz-  
wald

---

<sup>4</sup> Der Druck der Auflage erfolgte noch in Fraktur die den Groß-Buchstaben J auch für I verwendet. Die Kopfzeilen-Titel der Seiten wurden am Seitenrand wiedergegeben.

<sup>5</sup> Kernbold und Seifert sind die Pseudonyme für die tatsächlichen Familiennamen Hierholzer und Schneider.

---

ern; das waren des Säcklermeisters Hilpert<sup>6</sup> drei Töchter Marianne, <sup>[8/9]</sup> Karoline und Josefa und sein Sohn Jsidor, dazu aus Endermettingen<sup>7</sup> Marie Nürtig, Johann Endreß und Bertold Güntert; alle diese und eine weitere Zufuhr wollte Säcklermeister Hilpert als Unteragent bis Straßburg bringen und dort mit Pässen versehen.

Der Abschied war bereits geschehen; sie erwarteten uns jenseits des Dorfs und nun fuhr die Auswandererladung auf ihren zwei Wagen Grafenhausen zu und von dort über Holzschlag nach Lenzkirch. Dort nahmen wir noch ein Pärchen aus Bonndorf auf. Die Beiden waren seit längerem verlobt, hatten aber Heiratshindernisse und wollten nun mit der Auswanderung diesen eine Nase drehen, will sagen: den badischen Behörden, die ihnen im Weg standen; drüben sei dergleichen nicht bekannt, sagten sie. Es war dies ein Franz Josef Reber, schlechtweg Franzsepp genannt, und Nanne Hilpert<sup>8</sup> aus Bonndorf, eine Bruderstochter unseres Birkendorfer Agenten und Geschwisterkind der vier andern Hilpert. So war denn das heilige Dutzend voll: sechs junge Burschen und sechs z.T. ältere Mädchen, alle voll des Gedankens, in der neuen Welt irgendwie ihr Glück zu machen. Von Lenzkirch ging unsere Fahrt durchs Höllental hinab zum Sternen<sup>9</sup>, der bekannten Posthalterei, wo unsere Leiterwagen umkehrten und die Post uns aufnahm, über Hirschsprung auf Ebnet hinab, eine Stunde vor Freiburg. <sup>[9/10]</sup>

In Ebnet kehrten wir noch ein, Spaßeshalb, und zwar bei dem weithin berühmten groben Schenkele-Wirt. Man pries landauf und -ab seine drolligen Einfälle und Grobheiten, die männiglich bekannt waren, da sie auch die Kalender füllten, und wir hatten verabredet, ihn zu ähnlichen Auslassungen zu triezen. Wir ließen uns in seiner Stube in drei getrennten Gruppen nieder und bestellten von seinem besten Wein. Der Mann bediente uns selber; er fragte nach Woher und Wohin, zeigte aber nicht die leiseste Verwunderung, als wir ihm von Amerika sprachen, große Worte machten und das Maul voll nahmen. Auf meine Frage dann, warum er der grobe Schenkele-Wirt heiße, da er mir doch ein ganz manierlicher Mensch scheine, gab er bekannt, den Spitznamen Freiburger Studenten zu verdanken, glaublicherweise, weil er ihnen oft das Kerbholz kündigen und sie hinauswerfen müsse; Grobheiten mache er nur auf Grobheiten. Drauf ich: ein wenig auch mit dieser Absicht seien wir bei ihm eingekehrt. Er blieb aber ganz ruhig und malte mir nur mit Kreide, da ich nach der Zeche fragte, 58 Kreuzer auf den Tisch, den andern Gruppen 51 und 48; als ich aber rund die Zeche auf mich nahm: „Ein Staatskamel“, sagte er, „wer nach Amerika will und hat soviel Geld!“ „Ja, das will ich Euch weisen“, sagte ich, und zählte ihm achtund-

Ein grober  
Wirt

<sup>6</sup> Hilpert ist das Pseudonym für den wahren Familiennamen Albrecht.

<sup>7</sup> Die tatsächlichen Familiennamen für die Pseudonyme der Auswanderer aus Endermettingen konnten bislang nicht entschlüsselt werden.

<sup>8</sup> Den tatsächliche Familienname für das Pseudonym Reber konnte bislang nicht entschlüsselt werden. Der Familienname von Nanne war Albrecht, wobei bislang noch keine weiteren Personendaten bekannt sind.

<sup>9</sup> Höllsteig im Höllental, Gemeinde Breitnau

fünfzig Kupferkreuzer in lauter Einern hin, schickte mich auch an, mit gleicher <sup>[10/11]</sup> Münze fortzuzahlen. Da meinte er: „Zwei Gulden 38 Kreuzer kriege ich; eh ich dir da deinen Grünspan abnehme, schenk ich dir lieber die ganze Zeche; dann aber sorg, daß du und dein ganzes Lumpenpack mir aus dem Haus kommt!“ Nun hatten wir unsern Senf; der Wirt aber zahlte mir jetzt auf einen Napoleon<sup>10</sup> die überschießende Münze heraus und bewirtete uns noch mit zwei Maß<sup>11</sup> Freiwein vom besten. Zum Abschied wünschte er uns viel Glück, und daß wir in Amerika recht bald als Galgenfutter dienten. Wir verließen lachend und etwas angeheitert den guten Grobian und fuhren auf das kaum eine Stunde entfernte Freiburg hinab.

Wir langten um 4 Uhr dort an und schlüpfen im Gasthaus zum Wilden Mann unter. Essen und Trinken war sehr gut; auch bekamen wir Betten, wie wir sie so fein im Leben nie gesehen hatten, und es war unser einziger Wunsch, das Gasthaus mitnehmen zu können oder doch auf der ganzen Reise gleichermaßen untergebracht zu werden.

Am Morgen des 7ten gings um 9 Uhr mit der Bahn weiter nach Kehl und Straßburg, wo wir um 3 Uhr ankamen und in einem deutschen Gasthof abstiegen. Nach gehöriger Erfrischung gingen wir selbzwölft mit dem Vater Hilpert zum Hauptagenten der Auswanderungsgesellschaft, der uns Reisepässe nach Neu-Orleans ausfertigte, des Wegs über Nanzig<sup>12</sup>, Bar-le-Duc und Paris nach <sup>[11/12]</sup> Havre, teils mit Postwagen oder Bahn, von Havre nach Texas mit dem Segelschiff. Auf diesem waren die Lebensmittel im Reisepreis inbegriffen, kochen aber auf dem Schiff müßten wir, hieß es, selber. Die Fahrt kostete jedem 130 Gulden.

Fahrt  
nach  
Paris

Wir waren, wie schon berichtet, unser zwölf: sechs Burschen und sechs Mädchen; der jüngste ich. Schon am Abend des 9. Novembers wurden wir in eine dreiteilige Postkutsche verladen, hinten und vornen je sechs, in der Mitte acht andere Personen; es war ein unbequemer alter Kasten; wir saßen gepfercht, wie in der Kiste die Schlachthühner, und so wurde unser volles Möbel auf einen Eisenbahnwagen verladen. Da die Bahn von Straßburg nach Paris nur teilweise ausgebaut war, nahm man, sobald das Gleis ausging, unseren Kasten von der Bahn herab und ohne daß wir aussteigen und einmal die Füße vertreten konnten, setzte man die Kutsche auf einen gewöhnlichen Postwagen, will sagen: sein Gestell hinüber. Es war eine Galgenfahrt den ganzen Weg; fünfmal hatten wir das Vergnügen auf der Eisenbahn, einundzwanzigmal mit der Post zu fahren; immer wieder Pferdewechsel, nie Wagenwechsel. Vier schwere Schimmel zogen jeweils auf den schlechten Straßen unser Gefängnis mit den zwanzig Insassen, bis wir endlich nach drei Tagen an Martini früh in Paris ankamen und erlöst wurden. Nur in Nanzig, Bar-le-Duc und Sezanne gönnte man <sup>[12/13]</sup> uns, die steifen Glieder auszurenken, dazu einige leibliche Erfrischung bei zwei

<sup>10</sup> Napoleon d'or, Goldmünze im Wert von ca. 9 Gulden 20 Kreuzer.

<sup>11</sup> Ein badisches Maß entspricht 1,5 Liter.

<sup>12</sup> Nancy, Frankreich, (deutsch veraltet Nanzig, luxemburgisch Nanzeg)

Stunden Aufenthalt. Dann gings wieder in den engen Stall, wo wir trotz merklicher Kälte schwitzten wie die Neger.

In Paris angekommen, glaubten wir, das Gehen verlernt zu haben und waren glücklich über den vorläufigen Schluß der Fahrt; denn die Glieder schrieen Rührt-euch.

Jn Paris

Wir wohnten in Paris nächst dem Ostbahnhof im Gasthaus zur Stadt Straßburg. Ich suchte sogleich meinen Schulfreund Leo Albrecht auf, der uns sehr erfreut begrüßte und uns alles Sehenswerte in Paris zeigte. Und was war da nicht sehenswert! Und was machten wir für große Augen und sperren die Mäuler auf über die schönen Kirchen, wenn ich der Riederer gedachte, und die großen Kaufläden, die Theater, die Denkmäler und die Siegesalleen, was eben nur in einer so großen Stadt wie Paris zu sehen war. Leider währte die Freude nur arme zwei Tage; schon den 12. abends neun Uhr fuhren wir mit der Bahn auf Havre, wo wir am andern Morgen um 7 Uhr anlangten und von der Schiffsgesellschaft, die uns erwartete, im Gasthof La Paix untergebracht wurden. Wir konnten mit der Verpflegung ordentlich zufrieden sein, hatten auch bis zur Abfahrt des Schiffs Zeit genug, die Stadt kreuz und quer zu durchwandern, was wir denn auch weidlich nutzten und uns alles Merkwürdige besahen; denn es war das Letzte, was wir auf euro-<sup>[13/14]</sup>päischem Boden Anziehendes genießen und bestaunen konnten, und als Dörfler waren wir wirklich nicht verwöhnt; ein Paris war es freilich nicht.

Ankunft in  
Havre

Auch sollte uns etwas noch nachdenklich stimmen und hätte beinahe lächerliche Folgen gehabt und unsere unternehmungslustige Gesellschaft auseinandergerissen. Drei Tage nach unserer Ankunft in der Stadt lief dort aus Neuyork ein französischer Segler mit etwa zwei Dutzend Amerikamüden ein, darunter ein schon älteres Ehepaar, Schneidersleute aus dem Württembergischen, die uns auf den ersten Blick als deutsche Auswanderer nahmen. Und nun brach es wie ein Wasserfall über uns los in der breiten Schwabensprache der Schneiderin, die im voraus unser trauriges Los beklagte und ihre Mahnungen und Warnungen an den Mann brachte: „O du liabs Herrgöttle, O ihr guete Leit“, jammerte sie auf uns ein und brachte alle Greuel und Scheuet Amerikas vor. „Jhr liabe Leit’, ihr wollet auf Amerika? Lend euch guet rota; ei, ei, ei, gehnd doch glei wieder hoim, höret ihr? Gehnd doch z’ruck, woner Herkomma send; dees ischt eich a Land, dees Amerika! Noi, mer mechts nit glauba: zua da Roß’ saget se Hase, zua da Strümpfa Scheckings; zuam Onderrock sait mer B’hüatigott; zuar Muettergottes kascht net betta; sie verstauht koi Deitsch; alles spricht englisch drüba; denket au: die kloine Kender sprecha scho englisch, mer kas net verstauh; jo, jo, ihr liabe Leit’, gehnd nu wieder <sup>[14/15]</sup>hoim!“ So und ähnlich fuhr sie eine Litanei lang fort, was mir zwar Spaß machte, andern unserer Kumpanei aber Herzweh und Kopfzerbrechen; die verzagten miteinmal, wie sie das alles hörten und wären am liebsten wieder gewesen, wo sie herkamen. Fürs erste konnte ich sie zum Glück

beruhigen und umstimmen; sie wollten nicht, wie ich sie höhnte, Galloppamerikaner heißen; hatten obendrein kein Geld zur Umkehr. Zudem hieß es: sich entscheiden; selbigen Tags noch, den 17ten, wurde uns mitgeteilt, das Schiff werde anderen Morgens acht Uhr zur Abfahrt bereit sein und die von der Schiffsgesellschaft gelieferten Lebensmittel seien von den Reisenden an Bord zu bringen, ebenso alles mitgeführte Gepäck. So hatte ich meine Herde wieder beisammen; wir brachten die Lebensmittel in vier Abteilungen, dann auch alles andre Nötige aufs Schiff, richteten die Betten her und besorgten alles so gut, wie es die Umstände erlaubten, d. h. mißlich genug; doch fanden wir uns damit ab.

Um den letzten Tag auf europäischem Boden noch in vergnügter Stimmung zu verleben, wozu wir die Weiber nicht brauchen konnten, begaben wir unser viere, nämlich Endreß, Güntert, Kernbold und ich, uns in eine Weinkneipe nahe beim Schiff, bestellten eine Flasche Rotwein, die wir gemütlich tranken, und ließen ihr, da der Wein uns fein einging, eine zweite und dritte folgen. Ein bißchen mochte uns uneingestanden auch der Auswanderungskater <sup>[15/16]</sup> aufhocken, der uns bewog, so lang wie angänglich sitzen zu bleiben und uns eine sanfte Dämmerung vorzunebeln. Wir blieben mit jeder Flasche zäher sitzen, bestimmten die Wirtin, eine runde gemütliche Elsässerin, die leeren Flaschen auf dem Tisch stehen zu lassen zur leichteren Abrechnung, und darüber stieg allmählich Gesang und Frohsinn auf; ein feines Mittagessen, das uns die Wirtin bereitete, ließ den Wein uns wieder besser munden, was sich an den leeren Flaschen erwies, die den Tisch zu füllen begannen. Ab und zu kamen auch die beiden andern Kumpane, die das Nötige im Schiff zu besorgen hatten und wir ließen uns nicht lumpen und flößten ihnen freigebig ein; auch die runde Wirtin stand uns in der Unterbringung ihres Weins löblich bei, und so ging unsere Festerei unter Gesang und großen Plänen und Prahlereien weiter, bis Bericht kam, daß das Schiff abends acht Uhr geschlossen werde; sehe jeder wie er mitkomme!

Diese Meldung machte uns soweit nüchtern, daß wir endlich nach der Zeche fragten, dann aber die ungerade Zahl der Flaschen durch eine weitere zur geraden, d. h. zur Glückszahl machten: es waren ihrer sechzig, jede zu einem Franken. Man mag denken: Jsts möglich, daß vier junge Menschen, wenn auch in zehn Stunden und bei einiger Mithilfe sechzig Flaschen Wein unterbringen oder hat ihnen die Wirtin einige dreingeschwärzt<sup>13</sup>? Nein das nicht; es war immer, wenn die andern etwa abtraten <sup>[16/17]</sup> einer zur Aufsicht am Platz geblieben, und die Zeche der Elsässerin war richtig und wir zahlten.

Aber wir hatten uns nicht ungestraft übernommen. Keiner konnte mehr stehen, geschweige gehen und wir mußten ins Schiff getragen oder geschleift werden, wozu aber die Wirtin vorsorglich auch dienstba-

Eine  
Unglück-  
seule

Jn  
Havre

Die  
Ausreise

---

<sup>13</sup> schwärzen: schmuggeln, unterschieben; [DWB, Grimm].



re Geister bestellt hatte, denen sie hernach auf meine Rechnung einige Flaschen vorsetzte.

Im Schiff suchten wir uns nach Möglichkeit häuslich niederzulassen. Eigensinnig wollte ich mich um jeden Preis nackt ins Bett legen und entkleidete mich unter Beihilfe Kernbolds, der am wenigsten getrunken hatte, vollständig, wobei ich sogar den Geldgurt, den ich auf bloßem Leib trug, samt den dreingenähten fünfzehnhundert Goldfranken, löste und zu den Kleidern auf den Boden warf. Dann wurde ich ins Bett befördert, das für mich und weitere drei Kameraden im zweiten Stock hergerichtet war. Hatten wir ums Einschlafen uns keine Sorgen zu machen, da wir schon schliefen, ehe wir im Bett lagen, so waren die meisten männlichen Mitreisenden ziemlich in derselben Verfassung, und die weniger voll waren als wir, vollführten, wie ich später hörte, die ganze Nacht über solchen Lärm, daß die wenigen Nüchternen kein Auge zutaten. Mir aber erschien andern Morgens nur zu früh die Abfahrtsstunde. Wie gerne hätten wir unsere Räusche erst völlig ausgeschlafen, um das Auslaufen des Schiffs in Ruhe mit Genuß ansehen zu können!  
[17/18]

## Zweites Kapitel

### ***Die gestörte Fahrt / Die Unglückseule wirkt / Ein nasses Grab / Sturm draußen, Krakehl drinnen Gefährliche Flaute / Verzögerte Landung***

Zur bestimmten Stunde, morgens achte am 18. November, fuhr unser stolzer Dreimaster Rouenaise, geschleppt von dem kleinen Dampfer Rouen aus dem Hafen ins offene Meer. Da sich ein leichter Wind auftrat, gab der Kapitän Befehl, die vielen Segel aufzuspannen, und das Schiff behalf sich nunmehr ohne den Dampfer, der mit dem Lotsen wieder nach Havre zurückfuhr. Ich winkte ihm noch ein Lebewohl zu, ohne zu ahnen, wie bald ich ihn wiedersehen sollte.

Trotz meinem Halbrausch, der mir anhing, hatte ich mich zum Auslaufen des Schiffes bereitgemacht und es mitangesehen, aber wie wurde mir plötzlich zumut, als mein Geldgurt verschwunden war! Ich suchte überall darnach: im Koffer, im Bett und wo sonst möglich; aber er schien weg. Was sollte ich anfangen? Ohne Geld nach Amerika — nein, das ging nicht an; war der Gurt aber gestohlen, so konnte ich nicht hoffen, ihn wieder zu kriegen. In dieser Verzweiflung immer noch suchend, war mir Kernbold ein Engel, als er mir [18/19] meldete, er habe den Gurt abends zuvor am Boden gefunden und in seinem Koffer verwahrt. Der Rausch schien mir über den Schreck wegen des Verlustes verflogen, und so gedachte ich, auf Deck die Fahrt des Schiffs und das Treiben der Reisenden zu betrachten; aber dieses fuhr mit mir samt der umliegenden Landschaft Karussell; ich mußte mich an allem Greifbaren, das ich erreichen konnte, festhalten, um nicht hinzufallen, und so ging

Ausfahrt

ich wieder ins Zwischendeck hinab und legte mich tod-elend zu Bett; und es war mir kein Trost, daß es meinen Kameraden und vielen andern auf dem Schiff auch nicht besser ging. Selbst die Mannschaft, vom Schiffsjungen bis zum Kapitän, wies, wie man mir später sagte, viele Betrunkene auf, so daß sie kaum das Fahrzeug leiten konnten, und bald genug sollten wir die schlimmen Folgen dieses Zustands spüren. Die meisten Reisenden lagen die ganze Zeit im Schlaf; die diensttuende Mannschaft bewegte sich so gut es eben ging, ohne recht zu wissen, wo anpacken, und so verging der Tag.

Als ich zu Beginn der Nacht wieder auf Deck kam, hatte das Schiff meines Bedünkens gute Fahrt und eine bedeutende Schnelligkeit; auch schien sonst alles wieder in Ordnung; man hörte wenigstens kein Kommando, und so waren Mannschaft wie Reisende in der stillen Nacht recht schöner Hoffnung. Leider blieb es nicht dabei. Gegen Mitter-<sup>[19/20]</sup>nacht fuhr nämlich, von der englischen Küste kommend, ein Dampfer auf uns zu und auf der linken Vorderseite an unser Schiff und riß den oberen Teil der Takelung und von der Einwandung etwa 35 Fuß weg, wodurch der vordere Mast teilweise losgelöst wurde und ins Schwanken kam. Der Anprall verursachte einen gewaltigen Stoß; das ganze Schiff wurde lebendig; die Mannschaft rannte hin und her, Kommando kam über Kommando; die männlichen Reisenden mußten sämtlich auf Deck an die Arbeit, um den Mastbaum nach Möglichkeit befestigen zu helfen. Weiber und Kinder, freilich auch Männer genug, schrieten und heulten durcheinander, als liefe ihnen schon das Wasser in den Mund. Nach großer Anstrengung glückte es endlich, den Mast zu befestigen und das Leck an der Wasserlinie abzudichten, und der Lärm dämpfte sich ziemlich, besonders als nun die Rückkehr nach Havre angetreten wurde. Gleich nach dem Vorfall war die Notflagge aufgezo- gen worden, was aber erst fruchtete, als am kommenden Nachmittag um 1 Uhr das Dampferchen Rouen, das uns aufs Meer hinausbefördert, in Sicht kam und sofort zu Hilft eilte und uns wieder in den Hafen brachte. Es forderte aber, da die Brandung sehr hoch ging, zwei ge- schlagene Stunden, bis unser Schiff an dem Dampfer befestigt werden konnte, und dies glückte erst, als einer unserer Matrosen mit einem Seil nach dem Dampfschiff schwamm und <sup>[20/21]</sup> sich in halbstündiger Bemü- hung Hände und Füße halb erfror, bis er in den Grundwellen, die die beiden Fahrzeuge immer wieder trennten, ans andere Schiff gelangte. Wir wurden festgemacht und fuhren abends halb fünf Uhr wieder in Havre ein: Gar eine schöne Aussicht für uns, bald glücklich nach Ameri- ka zu kommen!

Erster  
Unstern

Der Vorfall hatte seine Folgen. Wir durften zwar an Land gehen, bis das Schiff zur Weiterfahrt ausgebessert war, aber all unsere Habselig- keiten mußten an Bord bleiben. Gleichwohl: als kaum die Schiffsbrücke ausgelegt war, erklärten fünfunddreißig Reisende nicht zurückzukehren; sie ließen Fahrgeld und alles übrige im Stich und schworen sich, nie wieder eine Reise nach Amerika zu unternehmen; die bei dem Unfall am ärgsten geschrieten hatten, waren darunter; sie reisten sämtlich ab.

Amerika-  
Scheu



Auf dies hin suchten auch meine Reisekameraden, besonders die Hilpertmädchen, mich zur Heimkehr zu bewegen. Ich weigerte mich. Unter keinen Umständen wollte ich, war mein Bescheid, lebenslang im Dorf der Amerikaner heißen, ohne in Amerika gewesen zu sein, und damit bewog ich sie, wenn auch mit Mühe und vielen Worten, vorläufig zur Weiterreise. Ich legte ihnen dabei vornehmlich ans Herz, von dem Vorfall nichts in die Heimat zu melden, damit ihren Leuten wenigstens die Sorge solange erspart bleibe, bis sie sichere und beruhigende <sup>[21/22]</sup> Nachrichten aus Amerika erhielten. Sie versprachen mir dies zwar; gleichwohl schrieben die Birkendorfer Hilpert heim um Geld zur Rückreise. Am Tage vor der zweiten Ausreise erhielten sie den Bescheid, von mir gegen Schuldschein Geld zu borgen, da ich ja eine ordentliche Summe in Gold besäße; man werde mir den Betrag bald zurückzahlen, ja wenn ichs verlangte, doppelt, und als ich mich weiter weigerte, wiesen sie mir in ihrem Brief nach, daß ein Schreiben aus Neu-Braunfels den Tod des Schneiders Hilpert und ein ihnen zufallendes Erbe melde, womit mein Vorschuß leicht rückbezahlt werden könne. Auch das fruchtete nichts; ich wurde des Gejammers überdrüssig und hieß sie grob umkehren und sich zu Fuß durchbetteln bis in die Heimat; eines der Hilpertmädchen versuchte sogar, dem Unteragenten in Havre ihre Reisekarte zurückzugeben, um mit einigen darauf zu leihenden Gulden heimfahren zu können; als aber alles gleichermaßen versagte, fügten sie sich endlich, will sagen: sie fanden sich gezwungen, den angetretenen Schicksalsweg weiterzugehen.

Die Reisenden wurden in der Nähe der Schiffswerft untergebracht und erhielten von der Gesellschaft Lebensmittel, mußten sich aber das Essen selber bereiten. So hatten wir an Land schon Gelegenheit, uns in der Kochkunst zu üben, und wenn wir darin auch keine Künstler wurden, so kam uns die Sache hernach doch auf dem Schiff zu statten. <sup>[22/23]</sup>

Wir zwölf Schwarzwälder blieben beisammen und zwar in einer alten Küche. Dort hatten wir während der Tage des unfreiwilligen Wartens im ganzen vergnügte Stunden, wie junge Leute eben sind, mußten zuweilen aber auch das Heulen und Flennen der Weiber in Kauf nehmen, die zu dem aufsteigenden Heimweh noch dem Grauen vor der ungewissen Zukunft und der gefährlichen Fahrt Laut gaben.

Das Schiff wurde in drängender Hast ausgebessert, auch nachts bei Beleuchtung daran gearbeitet und uns endlich die Abfahrt auf Freitag den 28. November mitgeteilt. Bei aufkommender Flut sollte es durch den Werftkanal hinausbefördert werden, und es belustigte uns der Anblick der zweihundert alten Matrosen, die keinen Seedienst mehr tun konnten und nun unser großes Schiff an einem langen mächtigen Seil wohl zwei Kilometer weit zum Dampfschiff hinzogen, das uns aufs offene Meer befördern sollte. Dort gab der Segler die üblichen drei Kanonenschüsse als Abfahrtszeichen ab und nahm vom Land her das Tücherschwenken und das Glückauf Tausender für gute Fahrt entgegen.

Neue  
Ausfahrt

Da überkam die meisten ein wehes Gefühl und vielen lief das helle Wasser aus den Augen ob dem Gedanken, was die Zukunft für uns bereithalten mochte; am meisten schüttelte es Kernbold; aber auch mir trübte sich der Blick und ich biß die Zähne zusammen, als hölfe mir das mich beherrschen. <sup>[23/24]</sup>

Also waren wir wieder auf offener See. Die Prüfung der Reisepässe, die noch den ersten Tag stattfand, ergab 485 Reisende dritter Klasse und fünf zweiter; erster keine. Die Einrichtung unserer dritten Klasse war einfach und dürftig. Vom Hauptverdeck aus führten zwei etwa 8 Fuß breite Treppen, eine hinten, eine vorne, in unser Deck hinab. Dieses war ein einziger großer Raum. An beiden Seiten waren die Schlafstellen angebracht, je zwei über einander, jede etwa sechs Fuß breit für vier Personen. Zwischen zwei Stellen war jeweils ein fußhohes Brett und so hindurch bis ans Ende des Raums. An den Schlafstätten hin hatten die Reisenden ihre Koffer zum Aufbewahren der Kleider und der Lebensmittel; die größeren Reisekoffer waren im untersten Verdeck, sozusagen im Keller, verstaut, wohin während der Reise niemand Zutritt hatte. In der Mitte unseres Raums war an der Decke ein starker Unterzug angebracht mit Nägeln, daran die Reisenden ihre Eß-, Trink- und Waschgeschirre aufhängen konnten. Die beiden für die dritte Klasse nötigen Küchen waren auf je einer Seite des oberen Verdecks eingerichtet, wers so nennen wollte: sie glichen Krippen, waren sechs Fuß lang, einen Fuß breit und aus Gußeisen. Darüber in drei Fuß Höhe liefen zwei eiserne Stangen, wo an starken Drähten die Kochgeschirre aufgehängt wurden. Morgens acht Uhr wurde von der Schiffsmannschaft ein Steinkohlenfeuer angemacht und <sup>[24/25]</sup> bis nachmittags 4 Uhr unterhalten, worauf es mit Wasser gelöscht wurde, mochte nun einer unterdessen gekocht haben oder nicht. Mancher hatte einen Topf Kartoffeln oder Bohnen mit Speck oder sonst etwas halb gargekocht, wenn das Feuer ausgetan wurde. Mit Kochen ging es die ersten drei, vier Wochen so streng her, daß sich kaum eine Möglichkeit bot, auch nur einmal des Tages sich was zuzubereiten; oft setzte es dabei Streit ab und Prügeleien, was dann die Matrosen durch Übergießen der Kampfahne mit einem Kübel Wasser zu schlichten pflegten.

Nach Ablauf etwa der halben Reisezeit hatte einer dann zum Kochen Gelegenheit genug ohne Zank und Händel, da viele Reisende ihre Eßwaren zur Neige gehen sahen. Trink- und Kochwasser wurde vom Kellermeister täglich morgens früh ausgeteilt, anderthalb Liter für die Person, und manche hatten schon mittags um ein oder zwei Uhr keinen Tropfen mehr; da ging dann das Wasserstehlen los, und viele hatten tagsüber Durst gelitten, um abends zu entdecken daß ihnen einer das Wassergefäß oder den Demijohn<sup>14</sup> geleert hatte; darob setzte es dann wieder Streit ab. Ich für mein Teil habe trotz der Hitze kaum je auf der

Treiben  
an Bord

---

<sup>14</sup> Das oder der Demijohn, unter Seeleuten auch als Matrosenflasche zur Aufbewahrung von Getränken bekannt, war ein spanisches Branntweinmaß. [Wikipedia]

Reise Durst gelitten, da ich mein zugeteiltes Wasser immer zu wahren mußte.

Zweiter Klasse reisten zwei ledige Männer und eine reiche alte Frau mit zwei Mädchen zu ihrer Be-<sup>[25/26]</sup>dienung. Die Frau war krank an Bord gekommen und unternahm die Reise nur ihrer Erholung und Genesung wegen; sie starb indes bereits am achten Tag. Nachdem der Schiffsarzt ihren Tod festgestellt, wurde ihr Leichnam der Schiffsordnung gemäß in ein dazu bereitetes Segeltuch eingenäht, an den Füßen mit Steinen beschwert und dann auf einen am Schiff zu diesem besondern Zweck angebrachten Laden gelegt. Dann vollzog der Kapitän die übliche Bestattungsfeier, an der das ganze Schiff schon aus Neugier teilnahm, und übergab die Tote dem Wassergrab. Während der Überfahrt begaben sich an Bord drei Geburten; sieben Kinder aber starben; sonst herrschte die ganze Zeit die beste Gesundheit.

Vergehen  
und  
Werden

Als Merkwürdigkeit, die uns sehr nachdenklich machte, möchte ich erwähnen, daß drei oder vier Tage, bevor die alte Frau mit Tod abging, ein 10-12 Fuß langer Haifisch unausgesetzt unserm Schiff folgte, worauf die Schiffsmannschaft behauptete, daß demnächst ein Sterbefall an Bord eintreten werde. Nachdem dann die Alte dem Meer übergeben war, zeigte sich kein Hai mehr, auch nicht, als die verstorbenen Kinder ins Wasser versenkt wurden.

Ein besonderes Schauspiel bereitete uns einmal der zweite Leutnant des Schiffs. Er war ein Liebhaber von Fischen und suchte, wo es nur anging, solcher habhaft zu werden. Es glückte ihm denn <sup>[26/27]</sup> auch eines Tages, zwei mächtige Tiere mit der Angel zu fangen, sogenannte Saufische<sup>15</sup>. Sie waren 3 bis 4 Zentner schwer und wurden nachträglich noch mit der Harpune gespießt, an der sie mit harter Mühe ins Schiff gebracht wurden. Man weidete sie aus und teilte sie den Matrosen zu; gegen Abgabe von Branntwein an die Aufwärter, was freilich streng verboten war, erhielten auch Reisende Anteil daran; sie schmeckten ausgezeichnet, namentlich nach dem ewigen Genuß von Kartoffeln, Speck und Reis, der uns zugemutet wurde und der mir längst am Hals oben stand. Solcher Fang begab sich natürlich nur bei ruhigem Wetter, wenn das Schiff völlig still stand, was auf unserer Fahrt indes öfters vorkam. Wir hatten auch wiederholt die Freude, ganze Herden großer Fische in endlosem Zug hinter dem Schiff her zu sehen; kaum zu glauben, wie schwarz das Meer davon war. Auch bekamen wir die kleinen fliegenden Fische zu beobachten, die truppweis den Verfolgungen größerer Tiere zu entkommen suchten; in ganzen Schwärmen

Schiffs-  
begleitung

<sup>15</sup> **Saufisch**, m. 1) piscis porcus, wohl derselbe Fisch wie delphinus delphis (s. Meer-schwein). 2) ein brasilianischer Fisch (piexeporco). 3) eine Haifischart, squalus galeus [DWB, Grimm]. Wegen des Gewichts ist anzunehmen, dass es sich um eine Delphinart gehandelt hatte, wobei mehrere Arten in Frage kommen, z.B. Zwerggrindwal (*Feresa attenuata*), Borneodelfin (*Lagenodelphis hosei*), Weißschnauzendelfin (*Lagenorhynchus albirostris*), Breitschnabeldelfin (*Peponocephala electra*) u. andere. Der Hundshai, engl. School shark, wiegt weniger als ein Zentner und der brasilianische Fisch ist ohnehin sehr klein.

führen sie zuweilen über das Wasser her; doch können sie sich nur solange in der Luft halten, sagt man, wie ihre Flügel oder Flossen naß sind; darauf fallen sie ins Meer zurück.

Unsere Seereise war im allgemeinen erträglich, wenn auch ordentlich lang, und was so alles auf ihr vorfiel, war manchmal recht verwunderlich, sodaß nur, wer eine solche Fahrt mitgemacht hat, <sup>[27/28]</sup> sich, was ich hier erzähle, gehörig vorstellen mag. Wir hatten dreimal Sturm zu leiden und mußten dabei jedesmal 30 — 36 Stunden in unser Verdeck hinab. Dann wurden beide Zugänge geschlossen und zugena-gelt; denn das Wasser ging oft haushoch über das Schiff weg und spülte, was nicht niet- und nagelfest war, fort. Am Nachmittag des 24. Dezember wies eine unheildeutende Wolke aus Nordost, daß Sturm im Anzug sei, und schon um sechse kam Befehl, daß alle Reisenden sich in ihrem Verdeck zu bergen hätten und die Zugänge wurden geschlossen. Bis auf das Sturmsegel wurden alle übrigen eingezogen. Der vom Kapitän verkündete Sturm tobte dann auch mit voller Macht und die getürmten Wellen klatschten Schlag auf Schlag übers Verdeck weg und spielten mit dem schweren Schiff so ohne Erbarmen, daß die meisten Reisenden ihr Ende vor sich glaubten und ihre Zuflucht zum Gebet nahmen. So warf sich ein Greis von etwa 80 Jahren in der Mitte des taumelnden Schiffs auf die Kniee, und weil es gerade am Vorabend der Geburt des Heilands war, zog er diesen mithinein und fing an zu flennen und zu beten: „Ach du mein liebes Jesukindlein, das du schon vor tausend Jahren die Menschen vom Seelentod erlöst hast, erlöse auch uns arme Sünder an deinem heiligen Geburtsfest von einem elendigen Untergang!“ Das mochte gut gemeint und alles sein Ernst sein; aber es kam ihm in bö-<sup>[28/29]</sup>sem Elsässisch der Zuruf: „Aha, gelt du alter Spitzbub, jetzt denkst du an deine Sünden, und das Jesuskind soll helfen!“ Diesen Grobian beschied ein zweiter: „Halt dein Maul, Saukerl; laß den Mann beten, daß wir vor dem Untergang“ — hier deckte ihn eine harte Schweizerstimme zu: „So, bist du auch so ein scheinheiliger Betbruder und fürchtest die Strafe für deine Lumpereien?“ Und so und ähnlich ging der Lärm im Verdeck weiter, bis von allen Seiten Ruhe geboten wurde, da fast alles in den Betten lag. Da fügte sich der alte Urheber des Krawalls und kroch in sein Lager, aber wie er später behauptete, mit der Gewißheit das Schiff mit Mann und Maus durch seine Fürbitte gerettet zu haben. Das Jesuskind hatte aber noch keine Lust zu helfen und der Alte noch lange Gelegenheit zum Jammern und Beten; denn erst am 27. Dezember morgens 8 Uhr wurden wir aus unserm wohlriechenden Gefängnis befreit und konnten auf Deck frische Luft schöpfen.

Am 31. Dezember kam Santo Domingo in Sicht und dann als nächstes die Insel Cuba, und wir konnten Hoffnung haben, bald an unser Ziel Neu-Orleans zu kommen. Leider meinte es der Herrgott anders; denn kaum lag unser Schiff zwischen den beiden Inseln, so kam eine völlige Windstille auf, die eine ganze Woche anhielt. Dabei begann seltsamerweise das Schiff zu beben und von einer Seite zur andern zu

Jn Gottes  
Hand

schwanken, schlimmer <sup>[29/30]</sup> als bei Sturm, und wäre die Belastung in Verdeck und Keller nicht gewesen, hätte es wohl umfallen müssen. Zu diesem endlosen Stilleliegen hatten wir noch das Unerträgliche der furchtbaren Hitze, die Tag und Nacht ohne die geringste Kühlung herrschte und noch durch die wachsende Knappheit des Trinkwassers uns gefährdete. Wir mußten solches von einem vorbeifahrenden Dampfer erbitten und bekamen es zum Glück auch.

Die lange Reise machte mir manchmal die Zeit recht lang und ich suchte dann, wo es anging und ich einen ruhigen Fleck auf dem Schiff erwischen konnte, mich für Amerika zurecht zu machen, um mich dort leichter umzutun. In Paris hatte mir Leo Albrecht ein Büchlein zugesteckt für das Englische. Das zeigte neben dem geschriebenen Wort die Aussprache, die mir freilich närrisch genug und recht verteufelt vorkam; aber ein Matrose, ein Deutscher, der einst studiert hatte und dann von der Schule durchgebrannt war, wies mir, so gut er wußte, überall die Aussprache richtiger, als es die armen Buchstaben zeigen konnten, und ich begriff nun auch, warum z. B. das Roß Has heißen sollte und der Unterrock Bhütigott\*<sup>16</sup>), wie es uns das schwäbische Schneidersweib in Havre vorgegaukelt hatte, fand mich auch an Hand des entloffenen Studenten ziemlich in den gängigsten <sup>[32/33]</sup> Fragen, Redensarten und Grußreden zurecht, erfuhr auch, daß das Englische drüben vielfach anders laute als im alten England, und für all diese Unterweisungen mußte ich jedesmal nur dem Matrosen ein Budelchen Schnaps aufwarten oder einen Schoppen Wein. Er vertröstete mich auch auf die vielen Deutschen, die wir in Texas treffen würden, sodaß unser Durchkommen nicht so schwer sein werde; nur solle ich überall unter dem fremden Volk die Lauscher sträußen<sup>17</sup> und nicht versuchen, ihnen mein Deutsch aufdrängen zu wollen; denn man vergesse rasch vieles wieder, wenn man immer auf die eigene Sprache horche. Ich nahm seine Lehre gut wahr und hoffte, bald als englischer Wortschatz, wie mein Büchlein hieß, landen zu können; so fand ich entlaufene Studenten auch noch für etwas gut in der Welt. <sup>[33/34]</sup>

Bei allem Widersach einer Fahrt auf Seglern trifft man da auch manche Annehmlichkeit, die man meines Bedünkens auf Dampfern weniger haben kann. Die Segelschiffe sind nicht so überfüllt, und es gibt auf Deck Raum und Gelegenheit zu allerhand Zeitvertreib, wie Singen, Tanzen und Spielen; auch werden einander die Reisenden auf so langer Fahrt und bei der Verpackung in einem Raum eher bekannt und es bildet sich ein ungezierteres Zusammensein. Man gewahrt das deutlicher (mir erging es wenigstens so) erst bei der schließlichen Trennung, wo der nach Osten oder <sup>[31/32]</sup> Süden drängt, der andere da oder dorthin wandert, mit dem Bewußtsein, einen ordentlichen Menschen gefunden zu haben und ihn nun im Leben vielleicht nicht wiederzusehen.

<sup>16</sup> \*petticoat.

<sup>17</sup> sträußen, straußen, vb. , sträuben, (sich) aufrichten, sich (gegen jemanden) erheben. mhd. striuzen ... [DWB, Grimm] (die Lauscher spitzen)

Vorbe-  
reitungen

Amerika  
in Sicht

Am siebten Jänner endlich erhob sich aus Nordwest ein wenn auch nicht ganz günstiger Wind, doch einer, der unser Schiff aus seiner unheimlichen Ruhe weckte und uns auf die lästige Hitze eine frische Brise brachte, die uns wieder belebte. Die Fahrt ging ihren früheren Gang und schon hieß es, wir kämen in einigen Tagen in Neu-Orleans an; als wir aber in der Nähe waren, wie wurden wir wieder enttäuscht! Wir näherten uns dem einmündenden Mississippi, da erhob sich nochmals ein Sturm, und um nicht Reisende und Schiff in letzter Minute zu gefährden, wie der Kapitän sagte, ließ er es am 14. Jänner von der drohenden Stelle entfernt halten, von wo wir dann ziemlich weit verschlagen wurden. Das raubte uns eine weitere Woche, bis wir die schon zuvor erreichte Stelle wieder gewannen, von wo aus wir noch gegen 110 Meilen den Mississippi hinauf zu fahren hatten. Das war nun freilich angesichts des ersehnten Landes eine schöne Fahrt. Wir sahen zu beiden Seiten des mächtigen Flusses die prachtvollsten Anlagen, namentlich Obst- und Ziergärten, die eben von reifen Früchten vollhingen, aber auch Blumen zeigten, wie wir sie in gleichen Mengen und Farben nie gesehen hatten. Notige Schwarzwälder, wir mit <sup>[32/33]</sup> unsern Waldchrisi und Heidel- und Reckholderbeeren!

Endlich erreicht!

In Neu-Orleans kamen wir am 23. Jänner 1852 glücklich an, nach achtwöchiger Reise nur zu Wasser. Welcher Jubel, endlich in Amerika zu sein, und auf festem Boden! Aber unsere Freude trübte sich durch die Trennung von manchem guten Menschen und durch die Ungewißheit, der wir einer wie der andere entgegengingen. <sup>[33/34]</sup>

## Drittes Kapitel

### ***Erste Trennung in Amerika und Wiedersehen Backstein-Träume / Kalifornien als Ziel / Todes- Ernte und Heu-Ernte***

Da stand also unser Häuflein. Zuerst mußte Karoline Seifert nach Saint Louis weg zu ihrem Bruder, wie ab allem Anfang gemeint gewesen. Es gab einen Abschied mit mehr als Tränen, und daran mußte ich wieder die Schuld haben, obwohl ich das sauberste Gewissen hatte. Wir übrigen elf blieben zunächst im Staat Texas. Wir nahmen am 24. Jänner einen Dampfer nach Galveston, von dort nach Indianola, wo wir am sechszwanzigsten eintrafen. Texas hatte dazumal keine Eisenbahnen und so mußten wir uns mit Pferdefuhrwerk, das freilich sehr hoch zu stehen kam, behelfen. Auch fanden wir erst nach zwei Tagen eines, das uns samt unsern Habseligkeiten nach Neu-Braunfels zu Landsleuten bringen sollte. Der Fuhrmann war ein Deutscher und wir wurden selbst<sup>18</sup> schließlich auf 88 Dollar mit ihm handelseinig, acht für jeden, und fuhren am 28. auf einem vierspännigen gedeckten Frachtwagen ab. Es war eine endlose ebene Fahrt, aber auf den schlechtesten Wegen,

---

<sup>18</sup> wir elf



meist am Guadalupeflusse entlang, und wir <sup>[34/35]</sup> hatten schon am ersten Abend das Vergnügen, da keine Gasthöfe noch sonst Herbergen in der Gegend zu finden waren, im Freien abzukochen und zu schlafen.

Den 30. Jänner mittags kamen wir in dem etwa 40 Kilometer vom Meer abliegenden Viktoria an. Unser Fuhrmann hatte dort Heimat und Familie und hielt sich bis zum andern Tag auf. Kaum wurde in Viktoria bekannt, daß mehrere junge Leute angekommen waren, als verschiedene Farmer kamen, solche zur Arbeit einzustellen. Johann Endreß verdingte sich sogleich um 5 Dollar monatlich, nur um unterkriechen zu können und Essen zu haben; Kernbold und ich jeder um 10 Dollar, und noch am 30. Jänner holte uns der Farmer, ein Sachse, auf sein Gut ab, das etwa 8 Meilen weg in einem Urwald lag, an dem reißenden, mit Krokodilen bevölkerten Guadalupe-Strom. Die Farm bestand aus etwa 30 Morgen abgeholzter Lichtung, die urbar gemacht werden sollte; das Holz lag aber noch größtenteils am Platze, von wo es jetzt an verschiedene Orte zur Verbrennung geschleift werden sollte; und dies hatten wir nach dem Pflügen und Anpflanzen zu besorgen.

Erste  
Arbeit

Das Farmhaus war einstöckig und aus Lehm und gespaltenen Stämmchen erbaut; Küche, Schlaf- und Wohnzimmer im selben Raum. In der Ecke rechts vom Eingang war die Küche: ein Rauchfang mit Kochvorrichtung darin. Gegen-<sup>[35/36]</sup>über in der Ecke hatten Mann und Frau ihr geräumiges Bett, an dessen Fußende quergelegt die beiden kleineren Kinder von 6 und 8 Jahren schliefen; die Ecke links enthielt das Bett der 16-jährigen Tochter und weiterhin daneben den aus zwei Paar eingerammten Pfählen und einigen Kistenbrettern erstellten Tisch; neben diesem wieder war das Bett für uns beide Arbeiter. Das Haus oder Zimmer war sechs zu sieben Meter groß, ohne Holzboden und ohne eine Decke unter dem Dach. Nebengebäude waren keine da; die vorhandenen Hühner suchten Unterschlupf auf den mit Moos überwucherten vielhundertjährigen Bäumen; die 10 - 12 köpfige Hundeschar nährte sich von der üppigen Wildjagd; von Fressen im Haus war für sie keine Rede; die einzige Kuh suchte sich ihr Futter im Freien, bekam auch etwas Heu. Das Roß war an dem im Freien aufgeschichteten, eingezäunten Heustock angebunden; es erhielt nach getaner Arbeit vier oder fünf Maiskolben. Da der Farmer nur diesen einzigen Gaul hielt, mit ihm allein aber nicht pflügen konnte, wurde einer vom nächsten Farmer gemietet, mit der Zusicherung, wenn der eine mit seiner Arbeit fertig sei, könne der andere seine Farm mit unserer Hilfe bestellen; nicht aber, daß wir über diese Abmachung gefragt worden waren; der Arbeitsvertrag war so spaßig, wie die ganze Farmhaltung des Sachsen. Am ersten Tag wurde mit dem Roß Holz auf <sup>[36/37]</sup> Haufen geschleift. Die Stämme waren von längerem Liegen schon ordentlich trocken, wurden abends noch angezündet und am nächsten Morgen lag ein schöner Aschenhaufen da. Den folgenden Tag sollte das abgeräumte Gelände gepflügt werden. Das Pflügen zwischen vier Fuß hohen Baumstrünken mit den zusammengekoppelten fremden Tieren hatte seine Schwierigkeiten, was mir der Sachse aber nicht wahrhaben wollte und mich noch

Landwirt-  
schaft

drum zurechtwies. Den wagenlosen Pflug hatte ich zu handhaben; der Farmer auf der einen, Kernbold auf der andern Seite hielten und führten die Gäule; Frau und Tochter prügelten auf die Tiere ein. Das eine Mal ging im Galopp, sodaß die Führer kaum nachkamen oder gar zu Boden flogen; dann wieder stand das ganze Fuhrwerk still; ein Mal brach ein Stück Pferdegeschirr, und war es notdürftig geflickt, so zerschloß die Waage oder sonst etwas, und so ging es wohl zwei Stunden fort. Da fing sich der Pflug an einer Baumwurzel und brach bei der verrückten Fahrerei natürlich in Stücke. Damit war Schluß des Pflügens.

Wir mußten nun das Feld graben, um Kartoffeln einzulegen. Bei dieser Arbeit waren wir allein und hatten Gelegenheit, über unsere traurige Lage zu beraten. Wir beschlossen, am andern Tag, einem Sonntag, die Arbeit zu verlassen und in Viktoria in einer Ziegelei Beschäftigung zu suchen. Als aber Kernbold nach dem Frühstück dem Farmer unsere <sup>[37/38]</sup> Absicht kundgab und Zahlung für die Arbeit forderte, drohte dieser, uns mit den Hunden fortzuhetzen, statt Lohn zu zahlen und hieß uns Tagediebe und faules Pack und was er an Schandnamen nur aufbringen konnte. Da wir nun alle unsere Habseligkeiten noch im Hause des Fuhrmanns in Viktoria hatten, hinderte uns weiter nichts, den Rückweg durch den Urwald, woher wir gekommen, zurückzugehen, will sagen: es blieb uns nichts anderes übrig.

Nach  
Neu-  
Braunfels

Als wir in unserer bedrängten Lage und verlassen von aller Welt unser Schicksal besprachen, auch wie schön wirs in der Heimat gehabt und noch haben könnten, kamen uns die Tränen und Kernbold nahm seine Zuflucht zum Beten und begann: Vater unser, der du bist usw., sodaß auch ich ganz wackelig wurde vor Wehmut und Aufregung, dann aber mich zusammennahm und den Kameraden mit Trostworten aufrichtete. Wir beschlossen, dem Fuhrwerk unserer anderen Kameraden nach Neu-Braunfels zu Fuß zu folgen. Freilich hatten wir in Viktoria erst das Ende des Gottesdienstes abzuwarten, daß wir von unserm Fuhrmann das Nötigste an Kleidern herausbekommen und uns mit Lebensmitteln versehen konnten. Um 1 Uhr nachmittags machten wir uns endlich auf die Socken, um das vor zwei Tagen abgegangene Gefährt zu erreichen, was eine mächtige Anstrengung hieß, da dieses schon in Cuero sein konnte, fünfzig <sup>[38/39]</sup> Kilometer entfernt, wie uns der Fuhrmann gesagt hatte.

Abends acht Uhr kamen wir bei einer großen Farm in eine Wirtschaft, wo eben abgedeckt wurde. Wir verlangten Milch; da aber lauter Amerikaner da waren und mein Englisch ziemlich verfliegen war, verstand man uns nicht. Man wies auf alles, was noch auf dem Tisch stand und bot es uns an, fragte auch durch Zeichen und Gebärden, ob wir da schlafen wollten; wir aber baten immer nur: Milch, Milch; endlich verstand uns eine Negersklavin. „Milk, milk they want“, sagte sie, und solche wurde uns nun in Fülle geboten, ohne jede Bezahlung. Ein Neger mußte uns dann durch die tausende Stück Vieh der Farm auf den Weg nach Neu-Braunfels bringen und wir wanderten bis Mitternacht weiter,

worauf wir auf einer Farm um Unterschlupf baten. Man verstand uns nicht und hieß uns weitergehen. Morgens drei Uhr legten wir uns auf einer andern Farm kurz entschlossen nieder, denn wir waren todmüde, und zwar in einen daliegenden Wagenkasten; aber da es nach kaum einer halben Stunde zu regnen anhub, trotteten wir halb durchnäßt weiter und kamen um 7 Uhr morgens zu einer amerikanischen Herberge, wo wir Frühstück nahmen. Es gab schwarzen Kaffee, in Fett schwimmenden Speck und frisches, geschrotetes Maisbrot; Zeche: ½ Dollar für jeden. <sup>[39/40]</sup>

Von hier ab war das Land etwas dichter besiedelt. Die Straße war zu beiden Seiten eingezäunt und wir mußten den aufgeweichten Weg manchmal meilenweit bis an die Knöchel durchwaten. Bei einem deutschen Farmhaus erreichten wir um 1 Uhr mittags zum Glück unsern Fuhrmann, der des Regens wegen hier hatte halten und ausspannen müssen, auch übernachten wollte.

Nachdem wir fast zwei Tage kein anständiges Essen gehabt, ging uns das gute Mahl gar ordentlich ein; wie aber stand es mit dem Schlafen, das uns noch mehr gemangelt? Da die beschränkte Blockhütte, worin Mann und Frau nur ein Bett hatten — es waren Deutsche — der Fuhrmann aber auf dem mitgebrachten eigenen schlief, wurden wir beiden Ankömmlinge eingeladen, unser Lager auf dem Boden unter dem Bett der Eheleute zu nehmen, wo uns einige alte Säcke hingesprietet wurden. Bei alldem schliefen wir sehr gut, zahlten morgens die uns abgeforderten dreißig Cents gerne, schon für die gute Lehre, daß unterm Bett wohlfeiler zu schlafen sei als im Bett, was mancher schon teuer zu zahlen hatte. Den folgenden Tag kamen wir über Yoakum in Gonzales an, gingen von dort nach Seguin und kamen am 5. Februar endlich nach Neu-Braunfels.

Hier fanden wir Landsleute aus dem Schwarzwald, und die meisten von uns Ankommenden nahmen für die Not zunächst Quartier bei Alt-<sup>[40/41]</sup>Hilpert<sup>19</sup>, wie er genannt wurde, dem Bruder des Säcklermeisters Hilpert in Birkendorf.

Neu-  
Braunfels

Neu-Braunfels nannte sich zwar eine Stadt, war aber damals nur eine Siedlung von knapp dreihundert Menschen, fast lauter Deutschen; es mußten selbst die paar dort Geschäfte treibenden Amerikaner deutsch sprechen; deutsch waren die Schulen und deutsch die Kirchen, und so konnten wir uns einmal wieder ehrlich verständlich machen und aussprechen.

Am Tag nach unserer Ankunft war männiglich bemüht, Arbeit zu bekommen, und Kernbold und ich hatten andern Tags bereits einige Gärten umzugraben, gegen ½ Dollar Lohn täglich und Kost. Dann gab uns ein gewisser Meine, ein Deutscher, Stückarbeit, nämlich im Walde

Die  
Ziegelei

---

<sup>19</sup> Blasius **Albrecht**; \*1797 in Detzeln, †1863 in New Braunfel; 1844 nach Texas/USA ausgewandert. Er wird als einer der Gründungsväter von Neu Braunfels gelistet.

Holz zu schlagen und daraus Zaunstecken und -riegel herzustellen. Nach 8 Probetagen nahmen wir auch Kost und Wohnung bei diesen Leuten und blieben dort vierzehn Monate. Da im März indes die Hitze schon so zunahm, daß wir im Wald zu arbeiten aufhören mußten, empfahl uns Meine, Backsteine zu machen und sie an der Sonne zu trocknen; solche seien für den Innenbau von Häusern sehr begehrt. Er stellte uns auch sein in der Nähe liegendes Gelände unentgeltlich zur Benützung frei. Also gings denn ans Backstein-, vielmehr Trockensteinfabrizieren; die Lehmgrube wurde geöffnet, Bänke und Arbeitstische hergerichtet und Trockenplätze aus-<sup>[41/42]</sup>geeignet. In unsern Plänen hatten wir uns bereits die künftige Ziegelei mit Dampftrieb ausgemalt und mit solcher Aussicht eröffneten wir schon am dritten Tag die Fabrik und die Arbeit wies den besten Erfolg auf. Am ersten Nachmittag hatten wir gegen 1000 Steine auf dem Trockenplatz; den andern Tag in aller Frühe richteten wir eine größere Menge Lehm her. Der erste ausgelegte Haufen war bereits soweit getrocknet, um abends aufgeschichtet zu werden. Kernbold formte, ich trug weg und legte aus; es ging alles nach Wunsch. Doch als nach 9 Uhr die Sonne sehr heiß zu scheinen begann, gewahrten wir, daß ein und der andere Stein zu reißen begann, was mit der ansteigenden Hitze sich noch häufte. Wir sahen der Sache anfangs gemächlich zu; bald aber wurde ich ärgerlich und plötzlich half ich der Sonne in ihrem Zerstörungswerk, indem ich auch die noch heißen Steine zusammentrat und zerstampfte. Kernbold rannte herbei: „O du Narr, du verrückter; laß das doch!“ Warum nur? dachte ich; denn die bereits trockenen Steine zerriß es später auch. Das war unser Ziegelei-Traum.

Herr Meine, dem wir unser böses Schicksal mitteilten, bedauerte uns zwar, ermutigte uns aber zu weiteren Versuchen mit dem Rat, den Lehm, der zu reich sei, mit altem Heu zu vermengen, stellte uns solches auch unentgeltlich zur Verfügung. Das <sup>[42/43]</sup> Heu wurde an die Grube gefahren, mit den aufgeweichten zerstörten Steinen vermischt und die Arbeit ging nun flott von statten und bewährte sich. Wir formten an die 50000 Steine aus, verkauften etwa 6000 vom Platz weg und brachten den Rest, der für den Herbst fest geliefert werden sollte, in Meines gedecktem Schuppen unter. Nun war hier das Dach aus Ulmenbrettern, die sich in der Sonnenhitze aufwärts wölbten, und da eines Nachmittags ein starkes Gewitter einige Stunden niederging, floß der Regen zu unserem Schrecken auf die getrockneten Steine und es fing der Haufen an sich zu bewegen — kein Backsteinkäs hätte schöner zerlaufen können, und sehr bald waren z. T. die 15000 Steine davongelaufen oder bildeten einen einzigen Klumpen. War dieser Vorfall an sich schlimm genug, so ward er noch trauriger dadurch, daß der ganze Haufen in Meines Hof lag und wieder weggeräumt werden mußte. Das kostete uns drei Tage, dazu den Lohn für ein zweispänniges Fuhrwerk, das wir brauchten, und so endete unser Ziegeleibetrieb, bevor wir Gelegenheit fanden, Bankrott zu machen; ob die Sache bei einem andern besseren Erfolg hatte, konnten wir nie erfahren.

---

Weil es in Amerika anging, daß, wer da wollte, ein eigen Geschäft auf eigene Gefahr unternahm, in Gegensatz zu manchem Zwang oder Verbot in Deutschland, so entschlossen wir uns, der in Neu-<sup>[43/44]</sup>Braunfels herrschenden Not an gutem Trinkwasser abzuhelpfen durch Brunnengraben und nahmen die uns schon einmal gebotene Gelegenheit einer Brunnenherstellung wahr. Wir verschafften uns die nötigen Werkzeuge und begannen anfangs Mai für einen Schmiedemeister Arnold Trinkwasser zu erbohren. Graben, Ausmauern und Fertigstellen sollten bis zur Tiefe von 20 Fuß mit 1 Dollar, bei 30 Fuß mit 1½ Dollar, bei 35 mit 1,80 Dollar bezahlt werden; etwaige Hindernisse, z. B. Anstehen von Felsen, waren besonders zu vergüten. Die Arbeit ging uns wider Erwarten flink von der Hand; schon am dritten Tag hatten wir in 30 Fuß Tiefe Wasser, drei Fuß tiefer die gewünschte Menge, die aus einem Felsen quoll; das Ausmauern wurde begonnen und in weiteren drei Tagen beendet zur Zufriedenheit des Eigentümers. Auf dies hin wurden wir von mehreren Seiten mit Aufträgen bestürmt und stellten auch in kurzem weitere drei Brunnen her. Da aber die Hitze täglich stärker wurde, gaben wir diese Arbeit für unbestimmte Zeit auf; auch nahm ich mir mehr und mehr vor, da mirs in Texas von Anfang an nicht gefallen wollte, nach Kalifornien weiter zu ziehen. Ich dachte dort freier zu leben und mit Goldgraben auch rascher voranzukommen. Wie aber sollte ich dorthin gelangen? Es hieß also zunächst Geduld und Abwarten einer Gelegenheit.

Eine solche schien sich bald bieten zu wollen. <sup>[44/45]</sup> Ende April nämlich taten sich drei Amerikaner zu einer Gesellschaft zusammen, des Vorhabens, mit tausend Schlachtochsen die Reise nach Kalifornien anzutreten, wozu sie fünfzig Mann brauchten, den Zug zu leiten; berherzte Leute sollten es sein, die Gefahr und Strapazen nicht scheuten. Ich beschloß, die Gelegenheit zu nutzen. Es wurden drei Wagen mit je sechs Paar Ochsen davor mit Lebensmitteln beladen, jeder Mann mit Stutzen und Revolvern ausgerüstet, um Fuhrwerk, Ochsen und Mannschaft vor Angriffen der am Weg hausenden Indianer zu schützen. Jeder der Begleitenden erhielt ein Reitpferd; die Hälfte der Mannschaft hatte abwechselnd Nachtwache zu leisten, die andere Hälfte tagsüber die Karawane zu begleiten. Die Fahrt war auf sechs Monate berechnet. Nach Ankunft in Kalifornien hatte jeder Mann noch 25 Dollar zu bekommen; unterwegs war alles frei. Die Reise war stellenweise gefährlich; mit Indianerangriffen war durchaus zu rechnen; also auch mit Menschenverlust. Endlich war das Unternehmen hinreichend vorbereitet und die Abfahrt wurde auf den 15. Mai festgesetzt. Da trat leider ein Unglück ein: die Hauptperson, namens Holiday, starb am 12. Mai plötzlich an der Cholera. Dieser war ein Jahr zuvor schon mit 1000 Ochsen glücklich von Texas nach Kalifornien gekommen und hatte nun das meiste oder vielleicht sein sämtliches Geld in dem neuen Unternehmen stecken; seine <sup>[45/46]</sup> Witwe zog sich aber davon zurück; die Ochsen und die ganze Ausrüstung wurden anderweit verkauft und meine Hoffnung, auf diesem Weg ins Goldland zu kommen, wurde zu Wasser. Nach

---

dieser Wendung schrieb ich zweimal nach Neu-Orleans an die Dampfergesellschaft wegen einer Reisegelegenheit nach Kalifornien; ich erhielt aber nie Antwort, vermutlich, weil meine Briefe deutsch abgefaßt waren.

Damit aber doch was geschah, kaufte ich ein Fuhrwerk mit drei Paar Ochsen. Wir hatten nämlich noch eine Menge Einfriedungsholz, das wir schon verkauft hatten, im Walde liegen; es war aber schwierig, einen Fuhrmann zu bekommen, und so besorgte ich das Wegfahren selber. Die Arbeit ging ganz gut, solange wir beide zusammenwerkelteten; doch schon nach drei vier Tagen wurde Kerndold krank, und da ich keinen Mann kriegte, mir zu helfen, fand ich bei der von mir allein verrichteten Arbeit bald heraus, daß es bei der furchtbaren Hitze in dem abgeholzten Wald ohne Hilfe nicht zu schaffen war. Das schwere, neun Fuß lange Zaunholz aufzuladen ermüdete mich schon bei der ersten Fuhre derart, daß ich kaum mehr erschnaufen mochte und nur mit der größten Anstrengung und öfterem Ausruhen das Holz bei stundenlanger Verspätung an Ort und Stelle brachte. Die Krankheit meines Kameraden wurde schlimmer; ich mußte nach Doktor und Arzneien <sup>[46/47]</sup> laufen und ihn zu Hause pflegen, weil niemand sich eines Kranken, der nicht zur Familie zählte, annehmen wollte. Die Sache wurde so böse, daß der Kranke vom Doktor und bald auch von mir aufgegeben wurde, zumal seit einiger Zeit die Cholera in der Stadt herrschte und viele Opfer forderte. Schlimmer war, daß ich selber mich seit einiger Zeit marode fühlte und unverhofft beim Apotheker, der ein deutscher Arzt war, erfahren mußte, ich sei schlimmer daran als mein Kamerad, für den ich um Arzneien laufe; ich hätte nämlich das gelbe Fieber im höchsten Grade und könne über kurzem weg sein, da die Krankheit in dieser Gegend sehr gefährlich sei. Ich lachte den Mann aus; er aber bereitete mir eine Arznei, die ich zu Hause dann auch sogleich einnahm; nach einigen Stunden mußte ich mich heftig erbrechen und es kam da ein Stück rohen Schinkens heraus, frisch und unverdaut, und doch hatte ich es acht Tage zuvor gegessen, freilich mit Ekel, Gott weiß warum. Von Stund an fühlte ich mich wohler; auch bei Kernbold besserte sich der Zustand wider Verhoffen rasch und wir gingen der Arbeit wieder nach.

Arbeit  
und  
Krankheit

In der Stadt selbst aber war es betrübend. Die Cholera nahm zu; täglich waren die Straßen zum nahen Friedhof von Leichenbegängnissen verstopft und uns wurde unheimlich, zumal verschiedene unserer Bekannten, die sich abends gesund zu Bett <sup>[47/48]</sup> gelegt hatten, in der Frühe tot aufgefunden wurden. Es wurden die Leichen, sobald der Tod festgestellt war, der Ansteckung wegen sogleich beerdigt. Das Begängnis fand in Droschken statt oder man war beritten; niemand folgte zu Fuß, was uns anfangs recht spaßig und ungewohnt erschien. Um den traurigen Vorfällen und der Gefahr aus dem Wege zu kommen, beschlossen wir, in die Prarie zu fahren und Heu zu machen, wofür wir in der Stadt schon feste Bestellung hatten. Wir luden Betten, das nötigste Kochgeschirr, Lebensmittel und Trinkwasser auf unsern Wagen und fuhren Montags früh hinaus. Sechs Meilen außerhalb der Stadt, wo wir



Heugras in Fülle fanden, schlugen wir unser Lager auf. Der Hitze wegen konnten wir bloß des Morgens und des Abends je zwei Stunden mähen; mittags kam der Ochsenwagen und wir halfen das Heu aufladen; die Zwischenzeit wurde mit Kochen, Essen und Ausruhen hingebacht; tagsüber lagen wir unter, nachts innen im gedeckten Wagen, zur Sicherung nämlich vor den vielen Schlangen, auch vor Taranteln, einer Art Spinnen in Handgröße und sehr giftig. Wir schafften in der Woche gewöhnlich sieben Wagen voll Heu, den Wagen zu 2½ Dollar, Fuhrlohn nicht gerechnet. Das Kochen pflegte Kernbold zu besorgen, und da an geeignetem Brennholz Mangel war, sammelte ich die trocknen Kuhfladen, die ein gutes Brennzeug abgaben und mas-<sup>[48/49]</sup>senhaft herumlagen. Samstags wurde ein Wagen Heu auf Vorrat hergerichtet, kommenden Montags abzuholen. Abends gingen wir dann zur Stadt, unvorsichtig genug, und kehrten Sonntags zum Lager zurück, jedesmal froh, der Cholera entflohen zu sein, die immer böser auftrat. <sup>[49/50]</sup>

## Viertes Kapitel

### ***Ein Brief aus Deutschland und ein Abschied Auf der Ochsenfuhr / Cholera und Wettreiten Der Verfasser maust Branntwein / Sterben und Heiraten / Texasmüde***

Abend des 19. Juni, einem Samstag, erhielt ich den ersten Brief aus Deutschland, von Marie, meiner Braut. Es war eine traurige Nachricht; er meldete den Tod meiner lieben Mutter<sup>20</sup>, über dem ich alles, was sonst darin stand, vergaß und übersah und in meinem Schmerz nimmer wußte, was anfangen; auch erfuhren wir zugleich den Tod einiger Freunde, die von der Cholera inzwischen weggerafft worden waren. So nahm ichs als ein Glück und guten Wink auf, als tags darauf ein Bekannter mir mitteilte, daß schon den nächsten Montag ihrer fünf Fuhrleute nach Indianola führen und ob ich nicht Lust hätte mitzugehen, was ich kurz entschlossen versprach. So fuhren wir selbst von Neu-Braunfels weg mit sechs Wagen, vier bespannt mit je sechs Paar, einer mit vier und mein Wagen mit drei Paar Ochsen. Kernbold und Güntert halfen mir beim Anspannen und wünschten mir beide herzlich, namentlich aber Güntert, wiederholt glückliche Reise und komm-gesund-wie-<sup>[50/51]</sup>der, wie man in der Heimat beim Abschied pflegte. Ich fuhr schweren Herzens, denn ich war doch noch recht jung, von beiden weg, ohne zu ahnen, es könnte ein Abschied für immer sein. Zwar mochten die beiden glauben, die Cholera nähme mich vielleicht weg; das war aber für diesmal fehlgeahnt. Als uns die Fähre über den hochgeschwollenen Guadalupefluß gebracht hatte, und zwar Wagen um Wagen, fuhren wir noch sechs Meilen, spannten dann die Ochsen aus und ließen sie freilaufen, daß sie weideten; wir aber kochten uns ein Nachtessen,

Neue  
Unter-  
nehmung

---

<sup>20</sup> † 18. Febr. 1852 auf dem Weilerhof in Riedern a. W. im Alter von 56 Jahren.

richteten unsere Betten im Wagenkasten zurecht und legten uns schlafen. Morgens fünf Uhr wurde aufgestanden; drei Mann bereiteten überm Feuer das Frühstück, während die anderen drei die Pferde sattelten. Wir stiegen auf, um die 31 Paar Ochsen, die in verschiedenen Richtungen umherliefen, zum Einspannen zusammenzutreiben, was volle drei Stunden dauerte. Um 1 Uhr kamen wir nach dem etwa 12 Meilen entfernten Städtchen Seguin, machten kurz halt und fuhren dann weitere sechs Meilen. Wir hielten an einer Quelle an, mußten aber, wie immer, auch hier im Freien lagern, abkochen und schlafen, da weder Gasthöfe noch sonstige Wohnstätten zu finden waren, darin zu Herbergen. Wir mußten immer auf Wasser bedacht sein, unserer Tiere wegen, die sonst um solches nachts stundenweit liefen, und dann war es eine große Schwierigkeit, soviele Ochsen wieder <sup>[51/52]</sup> zusammenzufinden; denn es lief auch anderes Vieh herdenweis herum, das umwohnenden Farmern gehörte. Zudem weidete fremder Fuhrleute Zugvieh ringsher. Da hatte man oft lange zusammensuchen, oder es wurden einem gar, wie es mir geschah, zwei, drei Ochsen abgetrieben, die man dann in wasserreicherer Gegend unverhofft wiederbekam, aber nur für hohen Finderlohn, was auch ein gutes Gaunergeschäft war.

Wieder an anderen Stellen war ein Aufenthalt gefährlich wegen der lästigen Moskitos, denen das Vieh einfach davonlief, vier, fünf Meilen weit vom Lager weg; da mußten wir es hoppeln, wie mans hieß; man band ihnen nämlich mit besonders hergerichteten Lederriemen die vorderen Füße zusammen, sodaß sie statt zu laufen nur notdürftig hopsen konnten. Trotz dieser quälenden Maßregel verliefen sie sich noch meilenweit, namentlich dem Buschwerk zu, wo sie sich vor den Mücken schützen konnten. Beim Auffinden wurden den Tieren die Riemen wieder abgenommen und sie zum Lager getrieben.

Nach  
Indianola

In zweitägiger Fahrt gelangten wir von dort nach Gonzales, einem Städtchen von etwa 1000 Einwohnern. Wir verweilten nicht lange dort, kauften uns nur die nötigen Lebensmittel, rasteten einige Stunden und fuhren wieder davon. Nach weiteren drei Tagen erreichten wir Viktoria und endlich am 2. Juli Indianola. Wir hatten zu den 150 Meilen <sup>[52/53]</sup> 12 Tage zu fahren, und dies mit leeren Wagen; das hieß also keine Übereilung.

In dem sonst so verkehrsreichen Städtchen sah es zum Erbarmen aus. Die Hälfte der Geschäftshäuser waren geschlossen; die Cholera hatte furchtbar gehaust. Was noch hatte fliehen können, war nach geschützteren Plätzen weggelaufen, ein Viertel der Bewohner aber in kürzester Zeit dahingestorben. Eine unheimliche Totenstille herrschte. Der vierte Juli, der große Festtag der Amerikaner, wurde durch Abbrennen nur dreier Raketen gefeiert.

Indianola

Bis wir für unsere sechs Wagen die volle Ladung beisammen hatten, lagen wir 6 Tage hier; ein Glück, daß wir die Hälfte der Bestellungen schon von Neu-Braunfels aus bekommen hatten, sonst hätten wir länger hier liegen müssen und wären der Krankheit vielleicht auch noch

zum Opfer gefallen. Auf dem nahen Gottesacker sah es zum Entsetzen aus. Viele Leichen, namentlich frisch Zugewanderter, lagen ohne Sarg in ungenügend tiefen Gräbern; manche waren von Präriewölfen und anderem Wildzeug ausgescharrt und man fand allenthalben ihre Gebeine; es schien nirgends eine Überwachung zu herrschen; man glaubte solche Berichte nicht, hätte man nicht alles mit eigenen Augen gesehen. Die Einwanderung nach Texas von Deutschland war damals ziemlich stark, daher ihre vielen Todesfälle in Indianola. Wer hier Auswanderer erwartete, eilte mit ihnen sogleich ins Innere des Landes. Ein <sup>[53/54]</sup> Freund von mir holte seine Braut dort ab; die starb schon am Tag nach der Ankunft, er selber zwei Tage nach ihr.

Wir hatten endlich unsere Ladung beisammen, fuhren bester Hoffnung ab und kampierten kaum vier Meilen außerhalb der verödeten, toten Stadt. Tags darauf gesellten sich zwei weitere Fuhrleute zu uns, Amerikaner mit Ladung nach Seguin. Als wir abends noch wohlgenut zusammensaßen, prahlte von diesen beiden der eine, er fürchte die Cholera nicht; wenn er sie kommen sehe, sporne er sein Roß und reite ihr davon. Als wir frühmorgens sattelten und vier von uns mit dem Amerikaner die Ochsen einholten, war ich kaum eine Stunde geritten und hatte sechs Paar Ochsen beisammen, da sah ich in kurzer Entfernung einen Hut im Grase; siebzig bis achtzig Schritt davon fand ich den jungen Amerikaner tot; das Pferd weidete ruhig, kaum zehn Schritt davon; die Cholera hatte ihn also eingeholt. Ich meldete es im Lager; wir nahmen seinen Leichnam auf seinem Roß zum Wagen, bewahrten ihn darin auf und da wir kaum 8 Meilen von Viktoria entfernt waren, wurde er dort beerdigt. Sein vereinsamter Kamerad nahm einen andern Mann mit, der den Wagen des Verstorbenen zu fahren hatte.

Cholera

Einige Meilen von da lagerten wir wieder. Andern Tags, wir waren kaum weggefahren, wurde der einzige Verheiratete von uns krank und starb <sup>[54/55]</sup> von vier Kindern weg eine Stunde später an der Cholera, was uns um so schrecklicher war, da dessen ältester Sohn, ein Dreizehnjähriger, den Vater auf dieser Reise begleitete. Wir mußten von seinem Wagenkasten einige Bretter lösen zu einem notdürftigen Sarg für den armen Verstorbenen, den wir mit Bewilligung des Eigentümers auf dem Gottesacker des nächsten Farmhauses begruben. Zwei Tage darauf starb uns ein zweiundzwanzigjähriger Bursche ebenso überraschend weg und ehe wir mit der Besorgung seiner Leiche fertig waren, der dritte, ein lediger Dreißiger. Wann magst dich treffen? mußte da jeder denken und sich halt dem Willen Gottes heimstellen.

Ob diesen Vorfällen hatten wir hier zwei Tage zu rasten. Wir beerdigten die unglücklichen Kameraden an geeigneter Stelle zusammen in Einer Grube, und zwar, wie sollten wir anders, ohne Sang und Klang. Dann machten wir uns wieder auf.

Unserm Weg entlang fanden wir Dutzende von Gräbern; es schauerte einen; die meisten von Wölfen oder anderem Raubzeug aufgewühlt, die Toten angefressen oder Glieder und Gebeine in die Prärie

verschleppt. Wer mir solches erzählte, nie hätte ichs ihm geglaubt; aber hier mußte ichs dem eigenen Anblick glauben.

Solche Dinge sind begreiflich in einem Lande wie Texas damals, wo Kultur und geordnete Zustände unbekannt waren und auf 20, 30 Meilen <sup>[55/56]</sup> kaum eine menschliche Wohnung sich zeigte. Bei ansteckenden Krankheiten mit so häufigem Sterben mußten die Leute sich so schnell wie möglich an gesünderen Orten in Sicherheit bringen, wenn sie nicht familienweise wegsterben wollten.

Nach zweitägigem Hinhalten also durch diese Todesfälle fuhren wir weiter. Die fehlenden Fuhrleute waren nicht anders in ihrer Arbeit zu ersetzen, als indem wir je ein Fuhrwerk zwischen zwei andere steckten, deren Leute zu Pferd eines derselben lenkten, bis wir von den Eigentümern Ersatz aus Neu-Braunfels erhielten. Dort kamen wir endlich ohne weitere Erkrankungen noch sonstiges Mißgeschick nach sechswöchiger Abwesenheit an.

Zu dieser Fahrt hätte ich eine damals herrschende Sitte oder bösen Brauch mitzuteilen. Sobald die Fuhrleute ihre Ladung aufgenommen hatten, wurden die für sie selber nötigen Lebensmittel davon weggenommen: Kartoffeln, Mehl, Butter, Eier, Salz, Wein, Branntwein und wie die Dinge heißen mochten; was der eine nicht auf dem Wagen hatte, führte der andere und teilte es mit. Die Fuhrleute führten sämtliches nötige Werkzeug: Säge, Stemmeisen, Bohrer, Hammer, bei sich. Wo an Weinfässern Spund und Zapfen versiegelt waren, wurde ein Reifen zurückgeschlagen, die Daube dort angebohrt und wenn etliche Flaschen abgezapft waren, ein Holzpfropf ins Loch getrieben und der Reifen wieder an seine Stelle gebracht. Zucker- und <sup>[56/57]</sup> Kaffeesäcke wurden aufgeschnitten und hernach wieder zugenäht. Der eine Amerikaner hatte da zwei große Fässer voll Branntwein geladen. Da fiel mir das Los zu, acht Liter davon abzuzapfen. Die Flaschen wurden ganz mit Wasser gefüllt und ins Spundloch des Schnapsfasses hineingesteckt mit der Öffnung nach unten. Das Wasser floß, weil es schwerer war, langsam in das Faß, der Branntwein stieg gelblich, wie ich deutlich sah, in meine Flaschen; das Faß war wieder voll wie zuvor und der Schnaps jedenfalls noch stark genug zum Trinken für Käufer wie Säufer, also kein Nachteil dabei. Daß es die Fuhrleute damit so hielten, wußte jeder Kaufmann und schrieb es nicht auf die Verlustseite.

Als wir am letzten Tag der Fahrt, einem Sonntag, zwei Meilen vor Neu-Braunfels einige Stunden halt machten, kam unter andern Bekannten der Fuhrleute auch Kernbold, aber zu meinem Erstaunen ohne Bertold Güntert. Ich rief ihm von weitem zu: Wo ist Bertold? Da kam er heran und sagte traurig: Bertold ist gestorben, worauf ich denn die Tränen nimmer verhalten konnte und erst recht seiner Worte beim Abschied gedenken mußte: Komm auch gesund wieder. Ob er wohl damals seinen frühen Tod ahnen mochte oder eher meinen befürchtete? Güntert war ein herzensguter, braver Junge gewesen und mir lieb wie ein Bruder.

Fuhrmannsbräuche

Der Sensenmann

Wir erholten uns acht Tage, denn Ruhe tat <sup>[57/58]</sup> not; dann wurde die zweite Reise unternommen, mit denselben Fahrzeugen zwar, aber es mußten dazu andere Männer geworben werden. Wir gingen mit schönsten Erwartungen weg; es sollte indes für mich kein Erfolg werden. Schon am dritten Tag wurde ich krank und zum Unglück trieben mir Viehdiebe drei Paar Ochsen weg, darunter leider meine zwei Leitochsen. Wir suchten sie einen vollen Tag vergeblich, und so fuhren die andern den folgenden Morgen weiter, da jeder noch fünf Paar Tiere am Wagen hatte; ich mit meinen zwei Paar mußte allein zurückbleiben. Am dritten Tag nahmen mich bekannte deutsche Fuhrleute, die mit ihrer Ladung halt machten, mit meinem Fuhrwerk so gut es ging, mit sich zurück. Meine Genesung verdankte ich damals zum größten Teil einer gütigen amerikanischen Frau, die mir, obschon zwei Meilen entfernt, das feinste Essen, gekochtes Huhn mit Suppe zuschickte. Zweimal kam sie selbst angeritten und sah nach meinem Befinden; nachher kam eine Negerklavin von ihr, ebenfalls zu Pferd, mit dem Essen. Für all das nahm die Frau keine Bezahlung; es wurde mir auch bedeutet, der Negerin nichts zu geben.

Zweite  
Och-  
senfuhr

Sechs Wochen nach meinem verunglückten Unternehmen bekamen wir wider Verhoffen unsere drei Paar Ochsen wieder, freilich nur gegen 20 Dollar Finderlohn: ein einträglich Geschäft für beide Teile! <sup>[58/59]</sup>

Um-  
schwung

Als ich von meiner Krankheit wiederhergestellt und zugleich im Gebiet die Cholera erloschen und die schlimmste Hitze vorüber war, begannen Kernbold und ich wieder Brunnen zu graben; wir erstellten ihrer verschiedene mit mehr als genügendem Wasser; bei zweien aber gaben wir in sechzig und in neunzig Fuß Tiefe die Arbeit auf, da die Unternehmer die weiteren Kosten scheuten. Wir erbauten dann einige Blockhäuser und besorgten eine gute Einzäunung, wie wir denn jede uns anstehende Arbeit übernahmen und auch immer zur Zufriedenheit der Besteller ausführten. Meine Tiere ließ ich inzwischen in der Prärie freilaufen und weiden und spannte sie nur selten für Aufträge ein, da wir beide mit unserer Arbeit ebensoviel, wenn nicht mehr verdienten; nach Indianola zu fahren gab ich ganz auf.

So arbeiteten wir einträchtig und ganz einträglich zusammen, bis sich Kernbold am 3. Juli 1853 mit der Tochter des Schmiedemeisters Arnold, Barbara<sup>21</sup>, einem recht hübschen, kaum siebzehn Jahr alten Mädchen, verheiratete. Wir sahen uns von da ab seltener und unser gutes Verhältnis lockerte sich ziemlich; ich aber bekam jetzt vollends Lust nach Kalifornien zu reisen und mein Glück dort zu suchen. Mein Fuhrwerk verkaufte ich im Oktober an einen Mann, der jedoch zunächst kaum die Hälfte bar bezahlen konnte; mit dem Rest verwies ich ihn an Kernbold, falls ich nicht mehr im <sup>[59/60]</sup> Gäu sein sollte. Der erhielt später die 80 Dollar auch richtig ausbezahlt, ich aber sah nie einen Cent

<sup>21</sup> Barbara, (\*1836; † vor 1855, nach ihrem ersten Kind), Tochter des Peter Arnold und der Catharina Riedel. Hierholzer heiratete danach deren Schwester Magdalena Christina Arnold.

davon und habe den Betrag längst in den Rauchfang geschrieben, in der Annahme, der Schuldner befinde sich in der andern Welt, wo ein Guthaben gerichtlich nicht betrieben wird.

Ich ordnete nun alle meine Angelegenheiten und reiste am 12. November von Braunfels nach Indianola, und zwar in Gesellschaft eines 15 jährigen jungen Mannes, namens Julius Reis, der meiner Führung überantwortet worden war von seinen Brüdern in Kalifornien. Wir fuhren auf dem sechsspännigen Frachtwagen eines Amerikaners. In der zweiten Nacht schon wurden dem Fuhrmann die zwei wertvollsten Rosse weggetrieben, irgendwo in sicherem Versteck gehalten und trotz Suchen nach allen Richtungen nicht gefunden. Am dritten Tage stellte man sie ihm wieder zu, freilich erst auf Auslobung von 50 Dollar Finderlohn. Wir kamen dann ohne weiteres Widersach am 20. November in Indianola an, von wo wir den nächsten Tag mit dem Dampfer über Galveston nach Neu-Orleans fuhren.

Abfahrt  
aus  
Texas

In Galveston nahm unser Schiff 585 Stück Schlachtochsen auf. Nach einer sehr stürmischen Fahrt bei heftigen Gewittern erreichten wir in zwei Tagen Neu-Orleans, wo es sich herausstellte, daß von den Ochsen 15 Stück umgestanden<sup>22</sup> waren. Wir stiegen im Gasthof zur Pfalz ab, bei einem <sup>[60/61]</sup> Deutschen, wo außer uns etwa 200 Kostgänger und Reisende wohnten. Am 24. November löste ich für Julius Reis und mich die Schiffspässe nach Kalifornien; sie kosteten 87½Dollar dritter Klasse samt Verköstigung. Da die Schiffe nur zweimal des Monats fuhren, hatten wir noch 10 Tage abzuwarten und mochten uns mit den dortigen Zuständen bekannt machen, wens gelüstete. Es sah nämlich in der Stadt, nachdem von Mai bis Ende August das gelbe Fieber in der bösartigsten Weise gehaust hatte, sehr schlimm aus. Als dieses gewichen war, trat auch die Cholera auf und dauerte noch. Nach amtlichen Aufzeichnungen hatte das gelbe Fieber von 90000 Einwohnern 15000 weggerafft; ganze Familien, ja ganze Stadtviertel starben aus. Niemand wollte Krankendienst tun, geschweige Leichendienst; meist übernahmen solchen nur gedungene Neger bei fünf Dollar Lohn die Stunde. Ging man morgens früh durch die Straßen, so fand man im Freien oder auf Treppen und in Hauseingängen Tote. Die Leichenwagen fuhren Tag und Nacht; wir hatten im Gasthof keine Stunde Ruhe: nichts als Leichen- und Leichenfahren. In meinem Zimmer fand ich auf einem Wandbort ein Buch meines Vorgängers, eines deutschen Arztes; seine Aufzeichnungen vom 15. Mai bis 6. September wiesen von seinen Kranken 145 Tote auf, bis er nach dem letzten Vermerk selber starb, wie mir der Wirt erzählte. <sup>[61/62]</sup>

Das  
gelbe  
Fieber

Die wenigsten Leichen wurden in Särgen beerdigt fast alle auf dem Begräbnisplatz in Gruben zu 200 und 300 auf ungelöschten Kalk gelegt und die Stätte mit Wasser gefüllt; ich sah es mit an, wie die Körper so verbrannten; es geschah wegen der Ansteckung.

---

<sup>22</sup> umstehen, ... b) umkommen, zu Grunde gehen, verderben; ... [DWB, Grimm]



Wie froh waren wir, als wir unser 71 Reisende endlich am 3. Dezember dieser traurigen Totenstätte Abschied sagen konnten und uns der Dampfer weiterbrachte, nach Havanna zunächst auf Cuba. Dort wurde Post und etwas Fracht eingenommen. Am dritten Tag der Fahrt ab Havanna brach in den mittleren Räumen des Schiffs in den Frachtgütern Feuer aus; es schien anfangs einen gefährlichen Umfang anzunehmen und man verteilte schon die Rettungsgürtel; doch brauchten wir sie zum Glück nicht anzuwenden. Die Löschmannschaft dämmte in einer Stunde das Feuer schon soweit ein, daß die Gefahr der Zerstörung des Schiffs beseitigt und der Schaden an verbrannter Ladung nicht allzu bedeutend war. [62/63]

Nach  
Havanna

## Fünftes Kapitel

### ***Rückblicke auf Texas / Erbschaft und Enttäuschung Sklaverei / Herdenglocken und Kirchengeläute Schicksale der Auswanderer / Allerhand Fuchseisen für den Verfasser / Reise nach Panama Späßige Schreckensnacht / Verbrecherspuren***

Um noch von Texas zu berichten, so gab es nach manchem Unstern und Widersach, das Kernbold und mir begegnete, dort manches zwar nicht eben Erfreuliche, aber für uns junge Bursche doch Erheiternde, über das wir unsere Späße machten; man wäre ja kein Mensch. Es betraf hauptsächlich unsere Schwarzwälder Mitreisenden und ihre Verwandten in Neu-Braunfels. Ich habe bereits erwähnt, daß in Havre vor unserer zweiten Ausreise die vier Birkendorfer Hilpert, um ein Darlehen von mir zu ihrer Umkehr in die Heimat zu erhalten, eine Erbschaftsmeldung aus Neu-Braunfels vorwiesen. Diese hatten dort einen Onkel, einen Bruder ihres Vaters, schlechthin Alt-Hilpert geheißen, seines Zeichens Kappenmacher; die Jungfer Hilpert aus Bonndorf aber, die ihren Verlobten Josef Reber sogleich nach der Landung in Texas heiratete, auch einen Vaters-Bruder, von Beruf Schneider. Nun wollte Haus Bonn-<sup>[63/64]</sup>dorf sowohl wie Haus Birkendorf die Erben dieses Schneiders sein und zwar beide Parteien mit gleichem Eifer und Hoffnung, und verteilten denn auch schon in Havre die erhoffte, reiche Erbschaft; auch während der Überfahrt ging der hässige Wetteifer der lauernden Hinterbliebenen hartnäckig weiter; es war nämlich in dem in die Heimat gesandten Todesbericht kein Vorname genannt, der Sachverhalt also noch strittig. Besonders schartig war die Bonndorferin, die mit ihrem Bräutigam den vier Verwandten etwas voreilig Erbbetrug vorwarf und hochschwor, die Braunfelser Verwandten zum Eid zwingen zu wollen, daß sie dann alles dem Verstorbenen Gehörende herausgeben müßten. In dem Erbschaftsbericht war nämlich von einem Fuhrpark mit Wagen, einem Maulesel, sechs Ochsen und Sonstigem die Rede gewesen, und es ließ sich für arme Auswanderer gar schön darüber träumen. Umso verhoffter schauten bei der Ankunft schon in Indianola die vermeintlichen Erben drein bei der Nachricht, daß der Kappenma-

Erb-  
schafts-  
regelung

cher gestorben sei, nicht der Schneider, wie im Erbschaftsbericht ungenau gemeldet war. Haus Bonndorf zweifelte hartnäckig, bis endlich in Neu-Braunfels die Sache sich aufklärte. Der Fuhrpark war der mancherlei Kosten wegen bereits gerichtlich verkauft und der Rest der Hinterlassenschaft nimmer bedeutend; er wurde den vier Birkendorfern ausbezahlt, will sagen: den dreien; <sup>[64/65]</sup> nämlich Karoline war schon vor der Regelung der Sache am Biß einer Schlange gestorben, auf die sie in der Küche, nur wenige Tage nach ihrer Ankunft, getreten war.

Während wir uns alle mit den Birkendorfern recht ordentlich vertrugen, stiftete die Bonndorferin durch ihre Einbildung und herrschsüchtige Rechthaberei fast täglich Streit, sodaß wir bald ihren Umgang mieden. Sie wohnte nach ihrer Verheiratung in Neu-Braunfels mietweise in einem Haus gegenüber dem ihres Onkels Alt-Hilpert. Dieser war ein gemütlicher Mann von 70 Jahren; seine hübsche junge Frau war dreißig; auch ein junger vierjähriger Hilpert war da. Der Schneider Hilpert wohnte bei diesem alten Onkel und trieb da sein Handwerk. Die junge Frau half mit, und es wurde dieses Verhältnis unterschiedlich besprochen und gedeutet, zum Verdruß von Schwager und Schwester aus Bonndorf. Die heimlichen Zwistigkeiten kamen erst zu offenem Ausbruch, als der junge Schneider kaum drei Monate später an der Cholera starb und statt der Bonndorferin den vierjährigen Knaben des Alten als Alleinerben einsetzte. Am Tage des Begräbnisses, dem alle Bekannten beiwohnten, trug die Schwester ein grellrotes Seidenkleid und äußerte sich ohne Scham, sie wolle ihrem Bruder einen besonders duftenden Blumenstock aufs Grab setzen, statt um ihn zu trällern; denn dazu sei sie sich doch zu gut. <sup>[65/66]</sup>

Verwandtschaften

Jch wohnte mit Kernbold eine Zeitlang bei Alt-Hilpert; wir zogen dann aber wegen der Streitsucht der Bonndorferin, die als unser Gegenüber täglich unseren Weg kreuzte, dort weg und zu einem gewissen Meine; mit dem Alten und seiner jungen Frau blieben wir aber gutfreund. Wir vertilgten zusammen manche Flasche Wein, vornehmlich aber Whisky, den er ordentlich schätzte. Er war in der Stadt sehr beliebt und geachtet und als einer der ersten Ansiedler von Neu-Braunfels allgemein bekannt.

Skaven und Herren

\*\*\*

Zur Zeit unseres Aufenthaltes war Texas ein Sklavenstaat; nur ein Viertel der Bevölkerung waren freie Weiße. Jch kannte Farmer mit vielen Hunderten von Morgen Landes, bei denen Tausende von Negeren als Sklaven dienten. Diese wurden aber vielfach besser gehalten, als da und dort weiße Dienstboten, die frei waren. Ganze Negerdörfer sah ich auf Farmen, wo die Häuser für die einzelnen Familien in Reihen gebaut waren, stadtähnlich. Inmitten dieser Bauten erhob sich das Wohnhaus des Eigentümers oder seines Verwalters; jede Negerfamilie konnte nach Bedürfnis Schweine, Vieh, auch Geflügel halten und schlachten; die übrigen Lebensmittel wurden ihnen zur Genüge geliefert, auch Kleider nach Bedarf. Mit solchen Sklaven hatten die Eigentümer nicht die <sup>[66/67]</sup>

Unannehmlichkeiten des Weglaufens wie bei weißen Dienstboten; alle waren folgsam, arbeitssam und in hohem Grad zufrieden; viele wollten, als sie später von der Regierung der Vereinigten Staaten für frei erklärt wurden, nicht von ihren Eigentümern weggehen, baten sogar, man möge sie behalten und weiter für sie sorgen wie bisher, und vielfach geschah dies auch. Man zahlte ihnen Löhne, gewährte ihnen die gesetzlichen Freiheiten oder ließ sie sogar, was bis dahin nicht geschehen war in allem unterrichten. Man hatte wohl da und dort einen besonders gelehrigen Sklaven im Lesen und Schreiben, vornehmlich aber in Sprachen unterrichten lassen, dies aber zum Vorteil des Eigentümers, der ihn entweder im eigenen Geschäft verwendete, oder zu hohem Preis verkaufte. Ich lernte auf dem Schiff von Neu-Orleans nach Texas einen zwanzigjährigen Neger kennen, der geläufig deutsch, französisch und englisch sprach und nicht lange hernach in Neu-Orleans auf offenem Markt um 5000 Dollar von den Eltern und Geschwistern weg an einen amerikanischen Kaufmann in Houston verkauft wurde. Dort sah ich in Gegenwart von Deutschen verschiedene solche Versteigerungen, wo dreihundert, vierhundert solche Sklaven, Männer, Weiber und Kinder, einzeln oder in Familien ausgebaut und dem Höchstgebot zugeschlagen wurden. Die Auftritte dann, wenn Eltern von den Kindern oder Kinder von <sup>[67/68]</sup> den Eltern weg verkauft und weggebracht wurden, im Bewußtsein, einander vielleicht nie wiederzusehen, kann man sich nicht vorstellen. Während des Kaufs wurden die ausgestellten Sklaven auf jede Art betastet und untersucht, wie Kuh, Ochs oder Roß auf dem Viehmarkt; es war eben ein Kaufgeschäft. Es gab da Sklavenhalter, die ihr Eigentum unmenschlich behandelten: schlecht nährten, notdürftig kleideten, über ihre Kräfte zur Arbeit zwangen und beim geringsten Vergehen prügeln, in Zwangsjacken steckten, tagelang in glühender Sonne an Pfosten festbanden, ohne Essen oder Getränke, und die scheußlichsten Missetaten an ihnen verübten. Ergriff solch Mißhandelter, was bei diesen Eigentümern oft geschah, die Flucht, so wurde auf ihn Jagd gemacht, wobei sogar Unbeteiligte zur Mithilfe gezwungen werden durften. Der Eingefangene wurde so mißhandelt, daß mancher vorzog, sich das Leben zu nehmen; und wehe dem Weißen, der sich bei solcher Jagd weigerte mitzutun; er konnte gewärtig sein, erschossen zu werden. Auch mir drohte diese Gefahr einmal; doch wurde jener Sklavenhalter zuvor auf geheimnisvolle Weise noch ums Leben gebracht. Es fand sich bei solchen Verhandlungen kein Gericht, das den Missetäter schuldig gesprochen hätte: also immer Freispruch; das war eben Gesetz. Oder eher Gewohnheitsrecht. <sup>[68/69]</sup>

\*\*\*

Erwähnen möchte ich noch, wie wir anfänglich in Neu-Braunfels unsere Sonntage verbrachten, wo uns keine Arbeit hinhielt. Da wohl eine katholische Kirche, d. h. ein aus Brettern erstellter Rohbau vorhanden war, aber kein Geistlicher ansässig und nur alle drei, vier Wochen ein solcher von San Antonio kam und Gottesdienst hielt, so gingen wir unser vier oder fünf früh Sonntag morgens in der Prärie spazieren, wo

Sonn-  
tagsfeier

zu Tausenden das Vieh frei auf der Weide lief. Viele davon hatten Glocken umhängen, was ein eigentümliches Geläute abgab und uns sehr an die Heimat mit ihrem Kirchengeläut erinnerte. Nicht selten fiel dann den einen oder den andern, meist aber alle plötzlich das Heimweh an, sodaß wir das Weinen nicht unterdrücken konnten und elendiglich zusammenheulten. Da fiel es dann gewöhnlich mir zu, alle aufzumuntern und zu trösten. Ich rückte<sup>23</sup> ihnen vor, da wir nun einmal da seien und unser Los freiwillig gewählt hätten, müßten wirs hinnehmen: die Sache werde sich wieder zu unserem Guten wenden und so. Weil nun aber in kurzer Zeit einige aus unserem Kreis sowie sonstige Bekannte unerwartet wegstarben, hatten meine Ermunterungen geringen Erfolg und nur noch wenig Sinn. Wie sollte man aber an Heimreise denken, da den anderen die Mittel dazu fehlten und ich, der einzige mit Geld, schandenhalber nicht zurückkehren wollte, solange ich gesund war und nicht wenigstens das Geld zur Rückreise und ein <sup>[69/70]</sup> Erkleckliches darüber erworben hatte? Wars doch obendrein von allem Anfang ab mein Entschluß gewesen, mindestens drei Jahre in Amerika zu bleiben; sollte das aber vor mir und in den Augen meiner zurückgelassenen Braut nur ein kostspieliger Ausflug gewesen sein, um damit einst in der Heimat prahlen zu können? Solches waren unsere sonntäglichen Betrachtungen und immer wiederholten Erwägungen in der unendlichen Prärie unter Gottes weitem Himmel und dem wehmütigen Geläut der Herdenglocken.

Darüber vergingen die ersten Wochen und dann lange Monate und wir waren immer noch in Texas mit den wohlfeilsten Gründen und am unverzeihlichsten ich selber, der andere Pläne hatte, aber es zunächst nicht über sich vermochte, die gedrückten Kameraden zu verlassen. Das änderte sich, als fünf Vierteljahre nach der Ankunft Kernbold sich verheiratete, also angebunden war und nur die Wahl hatte zu bleiben; andere aber starben rasch weg, und so konnte ich daran denken, nach Kalifornien, meinem Ur- und Endziel zu fahren.

Trennung

Denn von unserem Schwarzwälder-Dutzend war ein schmales Häufchen übrig geblieben. Mit Jsidor Hilpert aus Birkendorf hatten wir wenig Verkehr; er erwies sich als aufgeblasenes Bürschchen; war auch sehr händelsüchtig. Schon nach wenigen Monaten wurde er der Stadt verwiesen, dann auch des ganzen Bezirks und zwar, wie man <sup>[70/71]</sup> behördlich berichtete, wegen Messerstechereien. Über sein ferneres Schicksal vernahm ich nichts mehr. Seine drei Schwestern dagegen waren brave, fleißige Geschöpfe. Marianne, die älteste, heiratete schon nach einem Jahr einen gewissen Herrn Kaiser (auch einen Schwarzwälder); Karoline war an einem Schlangenbiß gestorben, Josefa, die jüngste, kam mir aus den Augen, und trotz wiederholter Nachforschungen

Schicksale

<sup>23</sup> vorrücken, verb: ... β) dann besonders mit dem Nebensinne des Vorwurfs: ,figürlich rückt man jemandem etwas vor, wenn man ihm etwas vergangenes wieder in das Andenken bringet; wodurch es sich von Vorhalten unterscheidet, mit vorwerfen aber zum Theil gleichbedeutend ist' ... [DWB, Grimm]

blieb mir ihr Los unbekannt; sie war ein immer kränkliches Mädchen gewesen und starb vielleicht. Die ruhige, aber entschlossene Marie Nürtig aus Endermettingen verheiratete sich schon vier Monate nach der Landung nach Seguin, wo wir sie einige Male besuchten. Ihr Dorfkamerad Johann Endreß schied früh an der Cholera dahin; leider auch, wie bereits berichtet, Bertold Güntert. So stand ich denn als Einspänner und sehr einsam da.

Einer seltsamen, mir ungewohnten Aufführung muß ich noch gedenken, nicht zwar, weil sie der Erwähnung besonders würdig wäre; sie verletzte nur unser Empfinden und ist in solcher Roheit wohl auch nur in Amerika möglich. Sie stellte eine katholische Beerdigung dar, d. h. die Nachahmung und Verhöhnung einer solchen. 25 bis 30 Personen, meist verheiratete Männer, waren in einem kaum im Rohbau fertigen Steinhäus versammelt und wundershalb ging Alt-Hilpert und Kernbold mit mir dorthin, da wir Aschermittwochs halber nicht <sup>[71/72]</sup> arbeiteten. Aber was sollten wir sehen! Ein als katholischer Geistlicher verkleideter Mann mit Chorhemd, Stola und Baret, zwei Kirchendiener, vier Männer in Trauer mit verbeulten, uralten Zylindern und andere Leidtragende mit brennenden Kerzen folgten der vorgeblichen Leiche: dies war ein alter Stiefel ohne Sohle auf einer schwarzbedeckten Leiter, darüber die amerikanische Flagge. Mit Rauchfaß, Weihwasserkessel und -wedel fand die Einsegnung statt, dann sang die Versammlung das Sterbelied:

„Stiefele muß sterben,  
Jst noch so jung, so jung!  
Wenn das der Absatz wüßt,  
daß Stiefele sterben müßt,  
Sterben müßt,  
Täte sich gramen bis in den Tod.“

Erfahrungen

Dann wurde die Leiche ins Grab, d. h. in den Kellerraum versenkt, und unter lautem Jammern und Schluchzen der Trauernden hielt der Pfarrer die Grabrede, nannte die Verdienste des Dahingegangenen: wie er dem Eigentümer in Regen und Sonnenschein, in Staub und Kot redlich gedient, bis er altershalb die Sohle verlor und nun den Weg alles Jrdischen gegangen und seinen Ahnen ins Reich der Vergessenheit gefolgt sei. So möge er in Frieden ruhen. Zu seinem Andenken wurde die Trauerversammlung zum üblichen Sterbemahl geladen, und es ging bei Wein, Branntwein, Wurst, Schinken und <sup>[72/73]</sup> Braten hoch und roh her, sodaß wir drei weggingen, aber erst unser Mißfallen äußerten, daß man mit unserer Religion Schindluder getrieben habe. Kernbold war dem Weinen nahe; er gedachte wieder der Warnung jener heimkehrenden Schwäbin in Havre, die Amerika die Religion absprach, und wünschte umsomehr, wieder in Deutschland zu sein, wo solcher Unfug denn doch nicht geduldet würde. Der alte Hilpert aber lachte dazu: In Amerika sei halt alles anders als in Deutschland, und wir sollten nicht jeden Humbug ernst nehmen, den man uns biete, noch alles glauben, was uns die Pfaffen vormachten, und so. Wir beruhigten uns allmählich; in der

Folge stellten wir aber doch fest, daß bei katholischen Leichenbegängnissen kein Pfarrer eine Grabrede hält, auch in Texas nicht, sondern Gedenkworte nur aus dem Kreise der Trauernden gesprochen werden. Daß das Ganze, wie ich später erfuhr, nur ein närrischer Fastnachtsbrauch gewesen, war uns freilich nicht bekannt.

Alt-Hilpert hatte Recht: mit solchen Dingen mußten wir uns abfinden in unseren Knabengehirnen, so auch mit unserm Los, nun einmal in Amerika zu sein. Das rückte ich Kernbold vor; denn wer hatte — konnte ich ihm sagen —, weniger Grund zu jammern, als ich? Was trieb mich hablichen Bauernsohn übers große Wasser? War ich doch schon am Werk gewesen, mir ein eigenes Haus zu bauen, hatte im eigenen Bruch die Steine dazu <sup>[73/74]</sup> gebrochen und sie mit den eigenen Rossen auf den Bauplatz gefahren, um dann ob einem läppischen Zwist überhirnt meiner Auswanderungslust nachzugeben. Mein Stettkopf<sup>24</sup> trumpfte alle Warnungen ab<sup>25</sup>, freilich mit dem Bewußtsein, bald wieder heimzukehren, meine Erwählte zu heiraten, wie wirs einander gelobt und dann drüben oder hüben das Glück zu genießen, das die Jugend zu allen Zeiten in Erbpacht hat. Dagegen konnte der arme Schulkamerad in dem weiten reichen Amerika eher zu Mitteln kommen, als in dem notigen Dorf, das ihm höchstens die Stellung eines schlecht gelohnten Knechtleins bot; ich hatte ihn jedoch zu seinem Schritt nicht gereizt noch überredet; als ich ihn aber entschlossen sah, ihm auch nicht den Mut genommen, sondern nur gestärkt. Der gute Bursche war übrigens von dergleichen Anfällen grauen Elends immer leicht zu heilen und seit seiner Verheiratung brauchte ich kaum noch den Arzt an ihm zu spielen.

\*\*\*

Schwerer tat ich mir — damit ich dieser Dinge noch gedenke — mit dem schönen Geschlecht. Eine unserer Mitreisenden hatte schon in der Heimat sich schier den Hals nach mir abgedreht, obwohl ich ihr nie den kleinsten Anlaß zu Hoffnungen gab und sie wohl wußte, wie ich mit meiner Erwählten stand. Aber man wollte ein so ausgiebig Wässerlein wie mich um jeden Preis auf die eigene Mühle <sup>[74/75]</sup> leiten, und dazu war schließlich selbst die Auswanderung nicht zu kostspielig oder zu gewagt. Kernbold und ich hätten schon in Havre, noch vor der ersten Einschiffung, Ehemänner spielen können; die Einfalt stellte die jungfräulichen Lager ungefragt neben unsere und die potipharischen Wesen trieben ihr Spiel ohne sonderliche Scheu, bis die strengerer Josefs sie hinauswarfen. Als wir zur Abfahrt dann, wie erwähnt, schwer betrunken aufs Schiff kamen, ging die Gugelfuhr<sup>26</sup> aufs neue an, und nach der Ankunft in Neu-Orleans mußte ich alle Hoffnungen zerstören. Kernbold und ich hatten anfangs geplant, mit der Kameradin zu ihrem Bruder

Leiden-  
schaften

<sup>24</sup> Stettkopf, m.: 1. Trotzkopf, Starrkopf; 2 Eigensinn, Schweiz [Wörterbuch der elsässischen Mundarten]; schweizerisch: Stettchopf: Starrkopf, eigensinniger Mensch [Schweizer Idiotikon].

<sup>25</sup> abtrumpfen (ugs. auch für scharf zurechtweisen, abweisen) [Duden]

<sup>26</sup> Gugelfuhr(e), f., Scherz, Spaß, Narrheit. [DWB Grimm]



nach Saint Louis weiter zu reisen und von dort aus unser Glück zu versuchen. Ich erkannte noch rechtzeitig die Gefahr und stand von dem Plan ab; doch vergesse ich nie das Gejammer des enttäuschten Weibes, das auf offener Straße hinausschrie wie ein angeschossenes Tier und mich aus ihren Umarmungen nicht freigeben wollte. Sie dauerte<sup>27</sup> mich sehr, ich hätte ja kein Mensch sein müssen, und wer weiß? wenn ich mich nicht auf das in der Heimat gegebene Wort besonnen hätte, ob ich nicht noch in die Falle getreten wäre, aus bloßem, blödem Mitleid? Auch Kernbold hatte mich noch gewarnt: „Es menscht überall: in Amerika wie in Riedern“, hatte er gesagt; mochte das Menscheln nun meinem Mitleid gegolten haben oder der Leidenschaft des verliebten Weibes. [75/76]

An dieser Falle war ich heil vorbeigekommen, sollte aber noch weitere und gefährlichere auf meinen Wegen finden; es war da gewöhnlich neben einem schönen Lärchen auch noch Vermögen als Speck aufgehängt. Da wir beide, Kernbold wie ich, bei allem Fleiß und Sparsamkeit lebensfrohe Bursche waren, sah man uns gern, und die Mädchen waren hinter uns her, wie der Marder hinterm Hühnervolk, und man wog uns überall zu diesem und jenem sorglich ab. Zwar fehlte es damals in Texas an öffentlichen Vergnügungsorten und -gelegenheiten; man schuf sie drum in Häusern, wo heiratsfähige Töchter waren, je saftiger desto lieber, und sorgte freigebig für Bewirtung und Unterhaltung; nach einigen Festen hatte man die sich zusammenreimenden Paare erkannt, da ihnen alles zur Annäherung geboten wurde und das Wort: Gelegenheit macht Liebe bekannt war. An einem der nächsten Sonntage wurde dann bei erhöhter Stimmung kurzerhand die Verlobung verkündigt, und wars vielleicht scheinbar nur zum Spaß, so doch gewiß ein Merks, wohin der Karren lief. Ich ging solchen Werbungen nach Möglichkeit aus dem Weg; nie bevorzugte ich ein bestimmtes Mädchen merkbar und verhielt mich gegen alle zuvorkommend; keine sollte erkennen, welcher es galt, sie hätten denn gemerkt, es gelte keiner. Trotzdem kam ich einige mal knapp aus der Schlinge, z. B. bei der fünfzehnjährigen Sophie, der Tochter [76/77] der Leute, wo wir vierzehn Monate aßen, und die mich gern als Schwiegersohn gesehen hätten. Die Kleine stellte sich zum Schein gleichgültig, als wollte sie erobert sein; dies reizte mich zwar ordentlich, aber meine ruhige Zurückhaltung auch sie, und als sie gar herausfand, ihre Nichte Friederike Peshorn, die schöne Tochter ihrer vierzigjährigen ebenso schönen Mutter, habe meine ernstere Neigung, trat sie dieser allenthalben in den Weg, schuf aber selbst jede Gelegenheit, mit mir zu bandeln und zu liebeln. Als Peshorns dann erkennen wollten, daß Friederike bei mir Oberwasser habe, ging die Mutter Meine mit scharfem Geschütz vor und zwar, weil es ihr wirksamer scheinen mochte, englisch: „Have you intentions?“ schrieb sie. „My daughter will have a

Liebes-  
händel

---

<sup>27</sup> dauern, dolere, poenitere: ... 1. es dauert mich: ich bin unzufrieden, verstimmt, bekümmert, ich bedaure, ich beklage. [DWB Grimm]

god dowry, but of course she cannot marry quite a penniless man.”\*<sup>28</sup> Ich gab ihr, auch brieflich, aber deutsch, den Baron Habenichts zurück, der in Deutschland mit einem wohlhabenden Mädchen verlobt sei und gebührend sein Wort halte; darauf zog ich mit Kernbold weg und wir nahmen bei Schmiedemeister Arnold Kost und Wohnung.

Hier waren nun wieder zwei Töchter: eine fünfzehnjährige Magdalene und eine Barbara voll siebzehn. Dieser glückte es mit Hilfe der Eltern rasch, <sup>[77/78]</sup> meinen Gespanen einzufangen, worauf es nur noch an Dory fehlte, wie sie mich hießen, und beide wären geborgen gewesen, spielten Arnolds an; aber Dory war kein Sepp und ließ diesen ruhig die Siebzehnerin allein heiraten. Dies war im Juli 1853.

Einige Monate hernach, im Spätherbst, arbeitete ich mit dem Ehemann Kernbold einige Zeit im Wald, in der Nähe der Wohnung eines alten Ehepaares namens Wenz, unfern der Farm eines gewissen Neumann, eines Sachsen. Die ältere Tochter dieses Neumann, Anna, war obenhin mit dem Sohn eines benachbarten Farmers verlobt, und nun sollte ich, der gute Dory, wie mir das Wenzische Ehepaar anriet, mit der siebzehnjährigen Karoline Neumann ins Joch gehen: Karoline Nr. 3. Aber es menschet auch hier wieder: Anna, die Verlobte, war nämlich die Verliebtere; sie erbot sich ohne langes Fackeln mir als Braut an; sie wolle um mich gern ihren Farmerschatz ausspannen; dabei gestand sie mir unverblümt, daß zwar ihre Eltern sie Karolines wegen zu mir geschickt hätten, sich den Kuppelpelz<sup>29</sup> zu verdienen, um den sich bereits die Wenzischen meinethalb die Beine abliefen. Ich schickte eine dringliche Sonntagseinladung Neumanns bachab, worauf mich die Wenzischen auf den folgenden Sonntag dorthin bestellten und der Kuppler denn auch schon in der ersten Frühe mich abholen wollte. Da er den <sup>[78/79]</sup> Fuchs aber ausgerückt fand und Neumann auch merkte, daß ich auf seine Hühner nicht scharf sei, drohte er mit dem Gericht: Karoline zu heiraten, oder ihr die Hälfte meines Vermögens als Schadenersatz auszuzahlen. Vor amerikanischen Richtern war nun alles möglich und meine Verurteilung sicher, aber nur wenn die Neumannschen meineidig wurden; denn ich hatte keiner der Töchter die Heirat versprochen. In dieser Lage überstürzte ich nichts; ich machte gelegentlich noch Besuch und gab eines Tages, mit der Aussicht auf baldige Abreise vor, daß ich um mein in Deutschland liegendes Vermögen geschrieben hätte, worauf ich in Texas Land kaufen würde; denn ohne ein eigen Gut könne ich nicht ans Heiraten denken. So war ich wohl zunächst geborgen, aber nun setzten mir wieder Arnolds mit ihrer Magdalene zu, und besonders aufsässig im Whisky-Dusel. Da sagte mir die Alte einmal, ich werde doch mein gut katholisch Fleisch nicht in einem lutherischen Häfelein kochen wollen, und meinte damit die Neumann-Karoline. Ich lachte und

Heirats-  
wettlauf

<sup>28</sup> \* Haben Sie Absichten? Meine Tochter wird zwar eine gute Mitgift bekommen, aber natürlich kann sie einen ganz armen Hund nicht heiraten.

<sup>29</sup> Kuppelpelz: 'sich einen/den K. verdienen': sich (erfolgreich) als Brautwerber, Eheanbahner, Heiratsvermittler betätigen. [Goethe Wörterbuch]

sagte, meines Dünkens werde das Fleisch da ebenso schnell weich wie im katholischen. Nun war ja Magdalene ein hübsches braves Ding, auch gar nicht aufdringlich, was mir an ihr gut gefiel; aber gegen meine Liebste in Deutschland kam keine Amerikanerin auf. Um der Heiratshatz aber zu entweichen, reiste ich zeitiger als ursprünglich geplant nach Kalifornien weg. <sup>[79/80]</sup>

Dort erhielt ich übers Jahr von Kernbold Bericht, daß Karoline Neumann geheiratet habe, aber bald hernach gestorben sei. Auch ihm starb nach zwei Jahren die Frau, worauf er ihre Schwester Magdalene nahm, also daß die auch unter der Haube war. Diese Liebeshändel und -nöte habe ich im Vorbeigehen streifen wollen, wie sie ja auch mich nur gestreift haben, wenn auch da und dort fühlbarer als mir lieb war. Aber die Heiratshetze ist in jenem Land bei Eltern wie Mädchen zu begreifen. Texas hatte zwar eine starke Einwanderung, vorweg von Deutschen; aber viele verstreuten sich gleich nach der Landung in dem weiten Gebiet, und die Männer, die um die Mississippi-Mündung blieben, verliefen sich vielfach in die Prärie oder starben in jenen Jahren schnell an den dort herrschenden Seuchen weg; die neu Angekommenen besonders; die Mädchen kamen in die Überzahl und rissen sich um die Männer, wie die Hunde um den Knochen, abgesehen von ihrer frühen Reife. In Kalifornien war die weibliche Zuwanderung dagegen gering, schon wegen der unsicheren Verhältnisse, die zu ihrer Bewältigung Männer erforderten. Kam dann aber einmal eine Rike dorthin, so suchte sie vielfach entweder nur den Verlobten auf oder hatte keine Mühe, einen Mann zu finden, es sei denn die Qual der Wahl unter vielen Bewerbern. Gleichwohl sollten auch mir dort noch einige zugeschoben werden. <sup>[80/81]</sup>

Betrach-  
tungen

\*\*\*

Und nun die Weiterreise.

Die Fahrt ging nach der Bewältigung des Schiffsbrandes glücklich, wenn auch etwas gemach vonstatten. Wir kamen ziemlich spät, nämlich erst am 11. Dezember in Aspinwall<sup>30</sup> an, das gegenüber von Panama, aber von diesem immer noch 60 Kilometer abliegt. Es blieben uns dort 6 Stunden Zeit und wir konnten uns gründlich erholen und auffrischen, auch mit allem zur Weiterreise Nötigen versehen. Als die Reisenden und die Frachtgüter alle auf die Wagen der kurzen, damals ausgebauten Eisenbahnstrecke verladen waren, fuhren wir zwölf Kilometer bis Barbados bei Gatun und dann auf Flußbooten den Chagres-Fluß hinauf. Die Fahrt bot große Reize, auch manches Merkwürdige. Der Fluß führte damals gerade wenig Wasser, und so wurde immer Boot um Boot, jedes mit 8 Reisenden von zwei kräftigen, bloß mit einem langen Hemd bekleideten Einwohnern den Fluß hinaufgestoßen, mit großen biegsamen Stangen; Ruder zu führen hätte das Wasser nicht ausgereicht. Nach dreistündigem Stoßen kam Fahrzeug um Fahrzeug abends fünf

Nach  
Panama

---

<sup>30</sup> Heute Colón in Panama

Uhr in Gorgona, einem Flecken von kaum 500 Einwohnern, an, etwa halbwegs unseres vorläufigen Ziels Panama. Da der Ort fast nur aus Buschhütten bestand, und nur einige von Einwohnern geführte Gasthäuser hatte, mußten die meisten von uns in oder neben solchen Hütten schlafen; im Gegensatz <sup>[81/82]</sup> zu diesem elenden Nachtlager wurde uns ein prächtiges Nachtmahl und gutes Frühstück zu bescheidenstem Preis aufgetischt. Die Bewohner dieses Orts waren ein heiteres, frohes Volk. Musik, Gesang, Tanz herrschte überall, dabei die größte Reinlichkeit, was uns an der sauberen Wäsche der Frauenspersonen ins Auge fiel; in diesen südlichen Landstrichen hatten wir Ähnliches nie angetroffen. Im Ganzen schienen mir die Leute in ihrer Einfachheit glücklich zu leben, glücklicher vielleicht als manche dicke Millionäre in ihren Palästen. Wir erlebten eine fröhliche Nacht an diesem Platze, wie schon lange nimmer; vor ein Uhr ging keiner zur Ruhe; selbst die Señoritas zogen sich spät in ihre Hängematten zurück.

Den anderen Morgen setzte es zu unserer Beschämung Krawall und Krach ab. Einige Reisende wollten ohne Bezahlung verduften, und hätten sich die übrigen nicht gegen die Lumpe eingesetzt, so wäre es ohne Blutvergießen kaum abgelaufen; denn Revolver und Dolche waren bei der Hand und der ganze Ort in Aufregung.

Über die  
Land-  
enge

Von Gorgona aus war die zweite und beschwerlichere Hälfte unserer Reise über die Landenge anzutreten. Es war da weder Bahn noch Fahrstraße vorhanden und so mußten wir uns zu Fuß aufmachen, oder mit einem der vielen bereitgehaltenen Esel weiterreisen, jeder zu zwölf Dollar. Die meisten gingen zu Fuß, so auch ich; denn wo ein Esel <sup>[82/83]</sup> mitsamt seiner Last durchkam, sagte ich mir, kam ich auch allein durch. Wir vergaben gegen eine feste Summe die Beförderung unseres Gepäcks über die Endstrecke. Vier baumstarke Eingeborene packten alles auf zehn Esel; dann begann um 11 Uhr der Abmarsch von Gorgona. Bei den vielen Sümpfen und Quellen des Landstrichs war der Weg sehr beschwerlich fürs Gehen, noch schlimmer fürs Reiten, soweit einer die Gegend nicht kannte. Immer wieder begab sich, daß Reiter mit ihren Eseln in wässrige Wiesen oder in Sumpfstrecken kamen und dann nur mit vieler Mühe ihr Tier aus dem Morast zogen; die Lastesel, die frei laufen gelassen wurden, umgingen die gefährlichen Stellen und versanken nie, während die andern durch mußten, wohin sie geleitet wurden. Dieses Reiten und Versinken dauerte indessen nicht allzulange; die Fußgänger wollten sich nicht fortwährend mit den Gefährdeten abmühen und das eigene Vorrücken verzögern; die Reiter aber, die, um Frachtgeld zu sparen, kleine Handkoffer und anderes Gepäck den Eseln aufgehängt hatten, wollten dieses nun den Frachtführern übergeben, die jetzt den dreifachen Lohn verlangten wie zuvor in Gorgona. So hatte schon vor dem ersten Abend der und jener seinen Esel abgeladen und ihn, gesattelt und gezäumt, frei im Gebüsch laufen lassen und trug das Gepäck selbst oder zahlte den erhöhten Preis für das Mitnehmen. <sup>[83/84]</sup>

Nach  
Panama

Die erste Nacht, die wir im Quartier zubrachten, waren zwar die 20 oder 25 Reiter da, die Esel aber ausgeblieben. Wir lagerten uns in einer kleinen Siedlung von etwa 100 Einwohnern. Nachtessen und Frühstück bekamen wir auf spanische Art zubereitet. Die Bewohner holten sich ihre Brotfrucht, wie sie nannten, ab den Bäumen, trockneten sie, quetschten sie dann in gehöhlten Steinen, worauf sie mit Wasser gemengt, in Maisblätter gepackt und an der Sonne getrocknet wurde; dies war ihr Brot und schmeckte ihnen anscheinend. Nach dem Mittagessen brachen wir wieder auf, wanderten geraume fünf Stunden und nahmen dann Mittagessen (oder eher Vesper) bei zwei, wie es sich erweisen sollte, sehr gerissenen Amerikanern; forderten die doch für Bohnen mit Speck und Reis und schwarzen Kaffee einen Dollar von jedem. Diese Gauner kamen auf ihre Rechnung.

Einige zwölf unserer Mitreisenden, die schon früher über die Landenge nach Kalifornien gereist waren, eilten voraus, um noch selbigen Tags nach Panama zu gelangen; es glückte aber nicht allen; ihrer sechs wurden 12. Kilometer vor dem Ziel von der Nacht überrascht und mußten diese in einer verlassenen Buschhütte zubringen. Es sollte ihnen aber, wie sie hernach erzählten, eine Schreckensnacht werden. Kaum hatten sie sich nämlich gelegt, als sie im nahen Gebüsch Geräusch vernahmen, <sup>[84/85]</sup> das immer näher zog. Was galt ihnen für wahrscheinlicher als eine Überrumpelung durch Räuber? So hielten sie mit Dolchen und Revolvern die ganze Nacht Wache, wie der Ritter Don Quijote und sein Knappe bei den Walkmühlen, bis sich bei Tagesanbruch herausstellte, daß der befürchtete Überfall freilaufenden Eseln zuzuschreiben war, die in der Umgebung der Hütte im Busch weideten.

Die letzte Nacht vor Panama waren wir nur noch unser vier<sup>31</sup>, nämlich außer mir ein Norddeutscher, ein Pole und ein Franzos, dazu unsere vier Gepäckführer. Wir nahmen Unterschlupf in einer Eingeborenenhütte, die von zwei Männern und einer Frau bewohnt war, bestellten Nachtessen und verlangten ein Lager. Nach längerem Unterhandeln des Franzosen, der sich auf spanisch einigermaßen mit den Insassen verständigen konnte, erlangten wir ein Lager auf dem bloßen Lehmboden, der mit verschiedenen Fellen notdürftig bedeckt wurde. Dann bedeuteten wir den Besitzern streng, daß wir weder von ihnen noch den Gepäckführern belästigt sein wollten; denn bei dem geringsten Anlaß würden wir uns mit den Revolvern wehren. Wir legten uns nieder; der Pole hielt mit mir bis Mitternacht mit geladner Waffe Wache, die andern beiden bis zur Morgenfrühe. Doch verlief die Nacht in Ruhe. Als wir nach dem Frühstück die Zeche bezahlten, bewirteten uns die Eigentümer <sup>[85/86]</sup> der Hütte mit selbstgefertigten Getränken, nicht aber ohne daß sie vor unseren Augen selber erst davon getrunken hatten. Diese Vorsicht entsprang nicht der Feigheit oder einer grundlosen Furcht: sie hatte in dieser unwirtlichen und gefährlichen Gegend insofern ihre Berechtigung, da wir auf dem langen Weg unseres Marsches immer

Über-  
raschun-  
gen

---

<sup>31</sup> Hier ist sein Schützling, Julius Reis, nicht erwähnt

wieder Kreuze und Inschriften an Bäumen eingeschnitten fanden, zum Andenken an Raub und Mord, die an zurückkehrenden Kaliforniern verübt worden waren und zur Warnung für alle dieses Weges Ziehende. Es wurde später ausgefunden und zweifelsfrei festgestellt, daß zwei aus dem Zuchthaus entlassene Amerikaner dortlands eine gutausgerüstete Herberge unterhalten hatten und kalifornische Rückwanderer aufnahmen. Da von solchen ihrer 10 – 12 auf dieser Reisedecke geheimnisvoll verschwanden, wurden ihre Spuren bis dorthin verfolgt und man entdeckte Gebeine von Männern im Gebüsch, die nicht einmal waren begraben worden. Die zwei Zuchthäusler aber waren verschwunden und konnten nimmer zur Strafe gezogen werden.

Frühstück und Abschiedstrunk mit den Eigentümern der Hütte waren eingenommen, die Führer beluden ihre Esel wieder und weiter gings auf einem Fußpfad, der uns mit größeren wässerigen Stellen oft beschwerlich fiel und den Marsch sehr hinauszog. Wir gelangten endlich mittags nach Panama, <sup>[86/87]</sup> forschten nach unseren Mitreisenden und fanden sie in verschiedenen Gasthäusern untergebracht; wir bezogen eins in der Nähe des Strandes; denn einen Schiffshafen konnte man den Platz kaum nennen: Ebbe und Flut erschwerten dort die Landungen. Zweimal täglich ging die Ebbe soweit zurück, daß, wem wagen wollte, an die zwei Kilometer weit zum Meer laufen konnte. Bei eintretender Flut aber war dem Wasser kaum noch zu entrinnen, da man im tiefen mit Wasser gemischten Sand bis über die Knöchel einsank und manche, wie man uns sagte, das Wagnis mit dem Leben bezahlt hatten. Gondeln aber und leichtere Schiffe konnten einfahren und brachten Erzeugnisse aller Art, vornehmlich aber Südfrüchte auf den Markt. Vieles wurde in der Stadt selbst abgesetzt, das meiste jedoch auf Schiffe nach fremden Ländern umgeladen. Tausende von den Bewohnern Panamas fristen Fortkommen und Leben vom Umsatz dieser Bodenerzeugnisse, meist Südfrüchten aller Art. Von Getreide und ähnlichem ist in jener Gegend keine Rede; Zuckerrohr dagegen wird viel gepflanzt und bringt hohen Gewinn.

Panama muß ein uralter Platz sein und ist wohl einst von den Spaniern erobert und besiedelt worden wenigstens spricht man dort meist ihre Sprache und die Ortsnamen auf der Landenge klingen fast alle spanisch. Daß die Stadt gut katholisch ist, sahen wir an ihren vielen Kirchen, und noch mehr <sup>[87/88]</sup> an den Jesuiten, von denen es wimmelte; nirgends traf ich ihrer so viele, und doch ließ es Texas an ihnen auch nicht mangeln. Die Stadt hat auch Truppen, und da wir dort zu unserem Leidwesen zuerst 4, dann weitere sechs Tage auf Fahrgelegenheit zu warten hatten, sahen wir uns zum Zeitvertreib auch diese Soldaten an. Es war eine spaßige Kumpanei, bei der es allerlei zu verwundern gab. Der eine ging barfuß, der andere zwar in Schuhen oder in Stiefeln, auch wohl in beiden, dafür aber ohne Kopfbedeckung, mancher sogar ohne Rock; kurz, es war keiner wie der andere gekleidet, selbst nicht in Reih und Glied beim Üben. Hier machte einer rechtsum, der andere links; es gemahnte mich alles an das angebliche Treiben von schweizer Soldaten

Treiben  
in  
Panama



nach dem Verslein: Heu ume, Stroh ume, wie es bei uns daheim spottweis nachgeahmt wurde, ohne daß es einer je gesehen hätte. Die Übungen fanden in einem tiefer liegenden, von einer Mauer umgebenen Hof statt, und es machte uns nun Spaß, die Soldaten mit kleinen Steinen, faulen Äpfeln oder Orangen zu bewerfen; es wurde dann aber bald verboten, den Übungen von dort oben zuzusehen; ein Wachtposten verjagte jeden, der sich auf der Mauerkrönung zeigte.

Die Verköstigung in Panama war gut, doch vermißten wir die ersten Tage das gewohnte frische Fleisch. Nun wurde solches aber dort nach dem Schlachten sogleich in schmale Riemen geschnitten, <sup>[88/89]</sup> auf Stangen gehängt und an der Sonne getrocknet; es ginge sonst bei der großen Hitze rasch in Verwesung über. Getrocknet aber schmeckte es nach dem Kochen sehr gut; wir aßen es schließlich lieber als anderswo frisches. <sup>[89/90]</sup>

## Sechstes Kapitel

### *Verzögerte Weiter- und mißliche Überfahrt Früchtlein-Geleit / Durchs Goldene Tor ins Goldland*

Am zweiten Tag nach unserer Ankunft trafen von Neuyork her noch über 600 Reisende mit der Bestimmung nach San Franzisko ein und warteten mit uns auf die Weiterfahrt. Nach weiteren vier Tagen kam aber die Nachricht, der Dampfer Winfield Skott<sup>32</sup>, der von Kalifornien kommen und uns auch dorthin bringen sollte, sei an einem Felsen gescheitert und mit Reisenden und Besatzung untergegangen. Diese Hiobspost machte viele mutlos; nicht zuversichtlicher aber die Erklärung der Schiffsgesellschaft, den längst untätig im Hafen liegenden Dampfer Kolumbus auszurüsten und für die Fahrt einsetzen zu wollen. Zu allem Unglück langten am 22. Dezember von Neuyork und Neu-Orleans weitere 700 Mann an, die ebenfalls nach San Franzisko wollten; das rief bei der Schiffsgesellschaft eine wahre Panik hervor. Endlich war der alte Kolumbus notdürftig in Stand gesetzt und die Abfahrt konnte am 24. Dezember erfolgen; da es sich aber bei dem Schiff um einen alten, für die weite Reise unsicheren Kasten han-<sup>[90/91]</sup>delte, entschlossen sich von den etwa 1500 in Panama liegenden Auswanderern bloß 140, darunter auch ich, zu der zweifelhaften Überfahrt, einmal des ersehnten Zieles wegen, dann in der Meinung, daß ich mit jedem anderen Schiff auch zugrunde gehen konnte, wenn es meine Schickung wollte. Daß die Fahrt mit dem alten Untier eine gewagte Sache war, bewies seine späte

Schiffs-  
nöte

<sup>32</sup> Die **SS Winfield Scott** war ein Seitenraddampfer, der in den frühen 1850er Jahren, während des kalifornischen Goldrausches, Passagiere und Fracht zwischen San Francisco, Kalifornien und Panama transportierte. Nachdem das Schiff am Abend des 1. Dezember 1853 in dichten Nebel vor der Küste Südkaliforniens (zwischen Santa Barbara u. Los Angeles) geraten war, krachte es gegen die Küste der Mittleren Anacapa Insel. Alle 450 Passagiere und die Besatzung **überlebten**, aber das Schiff ging verloren. [Wikipedia (en)]

Ankunft in San Franzisko; wir brauchten statt der üblichen 12 Tage volle 18 dorthin.

Außerdem war die Reise über alles Erwarten schlecht. Fast alle Lebensmittel waren verdorben und nur mit Ekel zu genießen, selbst bei ehrlichem Hunger. Das verabreichte Salzfleisch mochte schon jahrelang in Fässern unberührt aufbewahrt sein; der Zwieback war von Würmern zerfressen; ebenso Bohnen und Erbsen; anderes Gemüse gab es keins. Frisches Brot und Fleisch war für alles Geld nicht zu haben. Was noch genießbar war, nämlich Kartoffeln, gab es nur Dienstag und Freitag mittags in kärgstem Zumaß und bis sie zu ihrem Mann gelangten, waren sie von den Hungernden schon den Wärtern von den Platten weggenommen und es setzte jedesmal Prügel darüber ab. Fleisch und Zwieback wurden zwar gehäufte Schüsseln voll aufgetragen, aber kaum etwas davon verspeist, und schließlich fand alles, sogar samt den Schüsseln den Weg ins Meer. Das Trinkwasser war wie gekocht, außerdem kupferfarbig; es war wohl in ei-<sup>[91/92]</sup>sernen Tonnen aufbewahrt, die Rost angesetzt hatten; es hieß ein Wunder, daß wir bei solcher Kost so wenig Kranke an Bord hatten.

Uns 12 Deutsche abgerechnet, waren fast alle Reisenden Jrländer. Man hatte Mühe, mit ihnen auszukommen, und da ich mir nichts gefallen ließ, kutscherte ich schlecht mit dem rohen Pack. Mit ihren Launen Schritt zu halten, verstand ich zu wenig Englisch, aber wieder zuviel, wenn ich ihre Grobheit erwiderte, wofür sie mir dann den Grind zer-schlugen, wie wild ich mich auch wehrte. Meine Deutschen mischten sich nicht zu meinen Gunsten ein; sie ließen lieber Pack Pack sein, als daß sies mit einem hätten verderben wollen, oder hatten am Ende gar Spaß an unserm Krakehl.

Sechs Tage Fahrt und Acapulco in Mexiko war erreicht. Wie hatten wir uns in der bösen Zeit gefreut, hier aussteigen und uns mit Lebensmitteln versehen zu können, und wie wurden wir enttäuscht! Das Schiff lief nicht in den Hafen ein; es legte außerhalb fest. Zwölf Stück Schlachtvieh und einiges andere wurde an Bord genommen; von den Reisenden durfte keiner an Land, von der Besatzung nur einige Mann. Ich gab einem Matrosen fünf Dollar in Gold, daß er mir dafür frisches Brot, Käse oder dergleichen Eßbares herbeihole; er brachte mir fünf Pfefferkuchen und für seine eigne Person einen gewaltigen Rausch; er kam kaum noch an Bord; alles für fünf Dollar! <sup>[92/93]</sup>

Von Acapulco fuhren wir noch geschlagene zwölf Tage. Man begreift, daß wir alle dieser Fahrt, die nicht schien enden zu wollen, überdrüssig wurden, ich für mein Teil auch wegen des Ärgers über den mir anvertrauten Julius Reis, den ich zu seinen Brüdern nach Kalifornien zu bringen auf mich genommen hatte. Schon in Neu-Orleans war mir das leichtsinnige Kräutlein, wo es nur Gelegenheit fand, ausgewischt. Er pflegte überall mit dem ihm von seinen Brüdern reichlich zugesandten Geld großzutun und hatte so im Handumkehren einen Schweif Betrüger und Halsabschneider auf den Fersen. Er geriet mit dem gefährlichen

Reiber-  
eien an  
Bord

Mißliche  
Beglei-  
tung

Gesindel wiederholt in Spielhöhlen hinein, wo sie ihm das Geld im Kartenspiel abnahmen oder geradewegs aus der Tasche stahlen. Dann plärte er mir was vor, borgte sich von mir Geld und schwor mir hoch und heilig, seine Brüder würden mirs reichlich zurückzahlen. Jch ließ mir zur Vorsicht nunmehr jeden geliehenen Posten von ihm schriftlich bestätigen, obschon ich gutgläubig nicht am ehrlichen Willen seiner Brüder zweifelte. Bei der letzten Aushilfe mit dreißig Golddollar drohte ich ihm Schluß; aber trotz seinem Versprechen der Besserung hatte ich ihn zwei Stunden später in einer berüchtigten Wirtschaft aus den Klauen zweier Spieler zu befreien, und zwar unter eigener Lebensgefahr, da die beiden mir mit Dolchen zu Leib rückten und ich das ausgeplünderte Bürschchen nur mit Hilfe zweier <sup>[93/94]</sup> Polizisten herauskriegte und nach Hause bringen konnte. Ohne diesen Schutz hätte ich für mein Leben nimmer bürgen mögen, er selbst aber seine Brüder kaum noch zu sehen bekommen. Zu jenen Zeiten war in Texas ein Menschenleben wohlfeil und Raub und Mord nichts Ungewöhnliches. Auf der Überfahrt nach Aspinwall ließ ich den Jungen dann ohne Geld, um ihn vor dem Spiel zu bewahren; erst als auf dem Kolumbus die schlechte Kost uns zu besonderen Ausgaben zwang — freilich meist ohne Erfolg — steckte ich Julius wieder einige Dollar zu, die denn auch im Kartenspiel mit Jrländern wieder den Weg ihrer Vorläufer gingen. Nun legte ich ihn brach. Er suchte sich aber von seinen Spielgesellen zu borgen; die Jren lachten ihn aus; denn wo nichts zu ergattern war, rührten sie keine Karte an. Unter diesen Umständen war ich also froh, die lange Land- und Seereise beendet zu sehen. Wir liefen am 12. Jänner 1854 morgens fünf Uhr durch das Goldene Tor in den Hafen von San Franzisko ein. Jch kann das Gefühl nicht schildern, nach zweimonatlicher Reise den so ersehnten Bestimmungsort betreten zu können. Jch begrüßte die Ankunft vor allem deshalb, weil ich endlich wieder zum Arbeiten kam und auf Glück und redlichen Gewinn hoffen durfte.

Die Reisenden verstreuten sich überallhin in der damals noch kleinen Stadt. Diese war wenige Jahre zuvor noch eine Blockhaussiedlung von kaum <sup>[94/95]</sup> 800 Einwohnern gewesen und hatte Yerba Buena geheißen, nach einem dort wachsenden Heilkraut. San Franzisko war nur das verlassene Jesuitenkloster; sein mächtiger Backsteinbau war noch vorhanden, aber in schlimmem Verfall.

Jm  
Goldland

Jch nahm mit einigen Deutschen und Julius Reis, den ich nach Marysville bringen mußte, im Gasthaus Philadelphia-Haus Unterschlupf und nachdem wir uns wieder einmal gründlich gewaschen, tüchtig gebadet und Zunge und Magen ausgiebig geletzt<sup>33</sup> hatten, besahen wir uns die Stadt, die schon einige große Geschäftshäuser, Banken und andere

Jn San  
Fran-  
zisko

<sup>33</sup> **letzen** (veraltet für laben, Marysville wasn't the right place for me to stay. In the middle of January there was still quite a lot of snow there, and since the goldfields in Ferun could not be exploited before May, I was afraid of waiting, celebrating and wasting time, and I pushed on, even though the Reis brothers offered me a free stay until the winter was over. Undecided what to start, I stayed there another four or five days, ranging through the little town, visiting and looking at

bedeutende Bauten aufwies. Auch einige prunkvolle Spielhöhlen durchwanderten wir, obgleich wir auf der Reise ausgiebig vor dergleichen gewarnt worden waren; wir spielten denn auch nicht. Alles wurde uns von Bekannten, die schon länger am Platze weilten, bereitwillig und gastfreundlich gezeigt; ich hatte den Eindruck, daß diese Stadt einst einen mächtigen Aufschwung nehmen werde.

Meiner Braut meldete ich die glückliche Ankunft in Kalifornien, berichtete ihr über die lange Reise und versprach weitere Nachricht, sobald ich einen Ort zu längerem Bleiben und zum Arbeiten gefunden hätte. <sup>[95/96]</sup>

## Siebttes Kapitel

### ***Schiffsunglück Nr. 2 / Früchtleins Übergabe Erstes Glücksspiel / Ein Helfer in der Not Goldgräbers wechselndes Glück / Ein gewinn bringendes Chinesengrab***

Unser Aufenthalt in San Franzisko währte nur den Tag über; das Ziel des jungen Reis, Marysville, war auch das meine; ich hoffte dort Land zu erwerben, um Gold zu graben. Für das nächste Schiff besorgte ich zeitig die Reisepapiere, auch für Julius Reis, den ich die letzten Tage ohne Geld gelassen hatte. Abends um fünfzehn fuhrn wir auf dem kleinen Dampfer Perry Grant mit 24 Reisenden und ziemlich reicher Fracht aus dem Hafen nach dem erwähnten Ziel. Fünf Stunden hatten wir ruhige Fahrt; da fuhr nachts 10 Uhr ein von Stockton kommendes stärkeres Schiff das unsere an und riß ihm ein Loch in die Seite, groß genug, um es ins 15 Minuten trotz der angestrengtesten Arbeit der Schiffsbesatzung zum Sinken zu bringen. Auf den Hilferuf des Kapitäns übernahm der andere Dampfer uns Reisende und die Mannschaft und brachte uns nach San Franzisko zurück, wo wir morgens drei Uhr wieder ankamen und im selben Gasthaus wohnten. Das <sup>[96/97]</sup> war die zweite, aber nicht verbesserte Auflage unseres Unfalls von Havre. Das Anfahren bei sternheller Nacht war natürlich mit Absicht geschehen. Die Schiffe gehörten zwei streitenden brotneidigen Gesellschaften, davon die eine die andere niederzwingen wollte. Dies glückte ihr auch bald hernach; denn Schiff und Ladung gingen vollständig verloren, und das warf die geschädigte Gesellschaft, die keine Versicherung hatte, um. Solches Verfahren, hieß es, war damals in Kalifornien keine Seltenheit, und es ist heute in der Welt nicht besser, nach dem Spruch nämlich: Der Stärkere wird Meister.

Rückkehr  
und  
Abschied

---

what only excited my curiosity after such a long journey; also dance, drinking and play houses.

Translated with [www.DeepL.com/Translator](http://www.DeepL.com/Translator) (free version)); du letzt; sich letzen.  
[Duden]

---

Wir konnten San Franzisko nun ein zweitesmal und diesmal gründlicher begehen und besehen, namentlich auch die großartige Umgebung. Dann nahm uns wieder abends um fünf Uhr ein Dampfer der Unglücksgesellschaft auf nach Marysville und die Fahrt verlief ohne Unfall. Wir kamen um sechs Uhr morgens ans Ziel. Die beiden dort wohnenden Brüder des jungen Reis empfingen uns aufs beste und konnten mir nicht genug danken für das weite gute Geleit des leichtsinnigen Burschen, um den sie, wie sie mir versicherten, ordentlich in Sorge gewesen waren.

Marysville und Spielhöllen

In Marysville war nun meines Bleibens nicht. Es lag dort so mitten im Jänner noch ziemlich viel Schnee und da die in Ferun<sup>34</sup> liegenden Goldplätze nicht vor dem Mai bearbeitet werden konnten,<sup>[97/98]</sup> schreckten mich Warten, Feiern und Zeitverlust und ich drängte fort, obwohl die Brüder Reis mir ein kostenloses Verbleiben anboten, bis der Winter vorbei wäre. Unentschlossen, was beginnen, blieb ich dann noch vier oder fünf Tage dort, durchströmte das Städtchen und besuchte und besah, was nach so langer Reise nur meine Neugier reizte; auch Tanz-, Trink- und Spielhäuser. In letzteren war mirs nie recht wohl zumute, obschon sie kostbar und prächtig ausgestattet waren. Die vielen Tische waren von den Spielhaltern mit Haufen von Zehn- und Zwanzig-Dollarstücken bedeckt, das Gold in der Mitte; ringsherum waren die Karten gelegt, worauf die Spielenden ihre Wetten machen konnten. Es erfolgte der Einsatz auf eine beliebige Karte; war nun diese beim Umschlagen dem Spieler günstig, so fiel je nach der Spielregel oder der Abmachung das Doppelte, das Vierfache, auch wohl das Achtfache dem Gewinner zu; gegenteiligenfalls sackte es der Spielhalter ein. Das dauerte die Nacht über bis zum frühen Morgen, und da jeder Spieler das Trinken frei hatte, hielt es diese dort fest und bei dem verlockenden Treiben büßte mancher Goldsucher seinen hart verdienten Erwerb in wenigen Nächten ein und statt mit dem ergrabenen Vermögen in der alten Heimat sorglos leben zu können, sah er sich wieder auf das Goldfeld zurückgezwungen. Selten, daß einer reich gewann und damit auch<sup>[98/99]</sup> gleich abzog; ich sah mehr enttäuschte und verzweifelte Mienen; aber solche Spieler wurden erst recht des Treibens nicht satt.

Ich schaute dem Gang der Spiele einige Nächte zu mit dem Vorsatz nicht mitzutun; einmal aber konnte ich mich am Spieltisch eines alten Mexikaners, bei dessen Würfelspiel ich keine Möglichkeit des Betrugs entdeckte, nicht dem Versuch entziehen. Ich setzte auf eine Zahl der Würfel und gewann, setzte wieder und verlor, und so lief beides weiter, bis mein Silber zu Ende war. Ich dachte an meine Napoleongoldstücke, ging an einen unbesehenen Ort und schnitt mir zwei aus dem Gürtel; aber schnell waren auch diese dem eingebüßten Silber nachgejagt. Weitere drei gingen, da ich statt eines Vierteldollars einen halben, dann einen ganzen setzte, im Umschauen weg. Jetzt ließ ich meine eingenäh-

Versuchungen

<sup>34</sup> Ferrum?, Riverside County, Kalifornien, benannt nach den Eisenminen(lat. ferrum).

ten Goldstücke in Ruhe und machte die in Teufels Namen verspielten 11 Dollar dem Alten nimmer streitig; im Weggehen durchgriff ich meine Hosentaschen und fand noch einen winzigen Golddollar; aus verzweifelter Reue über meinen Leichtsinns warf ich ihn in den Straßendreck.

Unverweilt machte ich mich zu Bett, konnte aber nicht schlafen, so rumorte das Spiel mir im Kopf. Ich besann meine Lage und beschloß so schnell wie möglich abzureisen, dem Süden zu, wo kein Schnee mehr lag und ich von der Reise <sup>[99/100]</sup> nach Panama her einige Bekannte wußte, die nach Sonora reisten. Andern Morgens versuchten die Brüder Reis mich zu halten, rieten mir ab und wehrten; ich aber bestieg um achte den Dampfer nach Sacramento, wo ich eine Stunde später schon ankam, mich aber nicht aufhielt. Ich fuhr mit dem Postwagen über Amador City und Sutter City nach Mokelumne Hill, einem Goldgräber-Ort, wo ich Arbeit zu bekommen dachte. Es war Mittagszeit, als wir nach einer abscheulichen, staubigen Fahrt dort ankamen, hungrig und durstig. Die Glocke des nahegelegenen Gasthofs rief gerade zum Essen; ich ging dorthin und speiste gut und ausgiebig; aber wie schwül überliefs mich, als ich nach der Zeche fragte und hören mußte: Drei Dollar, Herr. Nach der Bezahlung blieben nur noch traurige 15 Cents, die ich dann für ein Glas Bier hingab. Zeit meines Denkens stand ich damit zum erstenmal vollständig geldlos da und es war ein dünner Trost, in wildfremdem Land ohne einen Kupferkreuzer und ohne ausreichende Kenntnis der Sprache vom Himmel Hilfe zu erhoffen. Auf Umfrage nach Arbeit, namentlich aber nach Deutschen erfuhr ich, daß vier Meilen Wegs von da ein Deutscher namens Peter Haug eine Goldgrube bearbeitete und mich vielleicht aufnehme. Ich machte mich in gewiesener Richtung auf den Weg, und es glückte mir, abends fünf Uhr den Dutch Piet, wie sie ihn nannten, soll heißen: deutscher Peter, <sup>[100/101]</sup> in seinem Haus zu finden. Auf Vorbringen meiner Verlegenheit lud der Mann mich freundlich ein, in seiner Blockhütte Platz zu nehmen. Glücklicherweise, nur irgendwo unterkriechen zu können, ließ ich mich bereitwillig nach Woher und Wohin und allem Sonstigen ausfragen und gab ihm dabei zu wissen, daß ich in Sonora einen Mitreisenden wußte, namens Jochum. Dieser habe einen Bruder dort, der ihm einst das Geld zur Reise von Neuyork nach Kalifornien geschickt habe; zu dieser Reise er nun. Darauf sagte Peter Haug, diesen Jochum, einen Bierbrauer, kenne er gut; er sei vor zwei Jahren sein Geschäftsteilhaber gewesen; später habe er sich in Sonora in eine Brauerei eingekauft; dort werde ich ihn finden. Was Arbeit anlange, fuhr Haug fort, so könne er mir jetzt keine versprechen; bei Schnee sei in den Minen nicht mit Nutzen zu arbeiten; er sei aber bereit, mir auf mein ehrliches Gesicht Geld genug zu geben, damit ich nach Sonora käme. Den Betrag solle ich dann, wann mirs möglich wäre, auf seinen Namen dem Jochum zurückzahlen. Dies hieß mir eine Hoffnung und für solche Guttat wollte ichs gegen Haug nicht an Dank und Ehrlichkeit fehlen lassen. Ich mußte die Nacht über bei ihm bleiben und mit ihm essen und trinken, was er vermochte. Den andern Tag, als der Postwagen, ein Sechsspänner anfuhr, übergab mir Haug

Jns Gold-  
gebiet



hundert Dollar; die Fahrt kostete 60; der erhebliche Rest blieb <sup>[101/102]</sup> mir zur Bestreitung weiterer Kosten, bis ich Arbeit fand.

Diese beschwerliche Postfahrt über Berg und Tal, über Stock und Stein und Sümpfe auf den elendesten Wegen machte mich halb hin; ich war wie erlöst, endlich heil in Sonora anzukommen, wo ich dann meine Bekannten ungesäumt aufsuchte und in bester Verfassung traf.

Mißliche  
Lage

Ich wohnte dort in einer deutsch-jüdischen Wirtschaft und war hinsichtlich Trank und Speisen gut aufgehoben, doch fand ich am zweiten Tag schon, daß ich mit unliebsamen Gästen Bekanntschaft gemacht hatte: meine Unterwäsche wimmelte von der Ware. Abends vor dem Niederlegen nahm ich frische Wäsche und warf die abgelegte in einen Winkel, des Glaubens, damit sei abgeholfen. In der Frühe fand ich den wimmelnden Segen wieder vor, und kam über Mittag auf den Einfall, alles Gewand, abgerechnet Stiefel, Hose, Hut und Rock in eine Grube zu werfen und so nach Hause zu gehen, nachts aber nackt ins Bett zu liegen. Diesmal blieb ich verschont von der Plage, die vermutlich samt und sonders in der weggeworfenen Wäsche versteckt war; der Wirt aber, dem ich von seinen seltsamen Vögeln erzählte, lächelte nur und meinte, es seien Geschöpfe Gottes und er setze sie nicht auf die Rechnung; er fordere nur fürs Nachtlager. Den folgenden Morgen packte ich meine Siebensachen zusammen, die immer <sup>[102/103]</sup> weniger wurden, da ich das meiste davon wegwarf, und wanderte zu Fuß nach Dutch Bar, wo ich andere Reisende von Panama her finden konnte, und traf noch selbigen Abends dort ein. Tags drauf bekam ich neben sechs Deutschen Arbeit bei 2½ Dollar Tagelohn und arbeitete dort acht Wochen; hierauf kaufte ich mit einem früheren Mitreisenden eine Goldgrube, wozu uns das noch fehlende Geld von einem Deutschen geliehen wurde; ich konnte Gott danken, überall solches Vertrauen zu finden.

Ge-  
schöpfe  
Gottes

An diesem Platz, der im Fluß Wood Creek lag, wurde ein Damm hergestellt, das Wasser von der einen Seite zu der anderen abgeleitet, um diese Seite zur Bearbeitung trockenzulegen; dann fertigten wir den nötigen Abzugsgraben und stellten die Maschine zum Goldgewinnen auf: alles dies im Laufe von drei Tagen, mit Hilfe freilich von zwei Chinesen. Nunmehr ging das eigentliche Goldgewinnen an, anfangs zwar etwas beschwerlich, da wir mit der Arbeit wenig vertraut waren; aber die Sache freute und reizte uns, denn sie bot Hoffnung. Nach einigen Wochen ging alles seinen richtigen Lauf und zahlte sich nun auch gut. Wir lebten in der Nähe dieses Platzes in einem geräumigen Kanevasha<sup>35</sup>, einem viereckigen Tuchzelt mit ebensolchem Dach, und kochten auch, so gut wir's verstanden, selber. Hauptsächlich gab es Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Weizenmehl, auch ein-<sup>[103/104]</sup>gesalzene, aber übermäßig fetten Schweinespeck; wie sehnte ich mich da oft nach unserm feinen Schwarzwälder Rauchfleisch, das allerdings von ganz

Gold-  
gräber-  
treiben

<sup>35</sup> Hier hat Kromer auf **Kanevas**, franz. für ein Gittergewebe, zurückgegriffen, was jedoch für eine Unterkunft nicht tauglich wäre. Gemeint ist Canvas, engl. für Segeltuch.

anderen Sauen stammte und auch ehrlich geräuchert war. Das Getränk war Kaffee oder Tee; Butter gab es keine, frisches Fleisch nur alle 8 oder 14 Tage, wenn wir in die drei Meilen entfernte Stadt kamen. Der Milchmann brachte uns jeden Sonntag einen Liter Milch für Tee oder Kaffee; es war eine einfache Kost, doch erhielt sie gesund.

Unser Platz trug gut ein. Wir konnten das geliehene Geld schon Mitte Juli zurückzahlen, ich auch die von Peter Haug erhaltenen 100 Dollar, die ich mit Zins dem Herrn Jochum in Sonora gab. Wir arbeiteten weiter bis Ende August; da wir aber von einer oberhalb unserer Grube arbeitenden, sechs Mann starken Russengesellschaft schikaniert wurden, die nach unserem Platz trachtete, wollte mein Teilhaber nicht länger bleiben; wir drehten den Russen eine Nase, indem wir unser Besitztum in aller Stille verkauften, und zwar um einen geringen Preis. Mein Kamerad zog nach dem Norden; ich aber kaufte in Jacksonville bei fünf Jrländern den sechsten Anteil einer Goldgrube für 400 Dollar und zog schon am 3. September mit Sack und Pack auf, mein Glück dort zu suchen. Es trog mich indes; nach einigen Tagen fand ich, daß der Platz viel weniger trug <sup>[104/105]</sup> als der, den wir so wohlfeil verkauft hatten. In der Hoffnung, ihn dem Eigentümer zurückgeben zu können, schützte ich Krankheit vor und bot einen Reukauf von 200 Dollar an. Der Mann schlug das ab, und um nicht alle 400 Dollar einzubüßen, mußte ich wieder ans Werk und dem an meiner Statt eingestellten Arbeiter für sechs Tage noch dreißig Dollar Lohn zahlen; meine schlaue Kur hat mich also ohne Doktor gesund gemacht, aber drum nicht billiger. Wir räbbelten nun im alten Trott weiter, indes ohne sonderen Gewinn, bis wir am Neujahrsabend vom Hochwasser des Flusses aus unserer Grube vertrieben wurden und die Arbeit einstellen mußten.

Allerlei  
Versuche

Den nächsten Morgen schon, an Neujahr 1855, reiste ich mit meinen geringen Habseligkeiten ab und fand in Dutch Bar einen Deutschen, namens Ruckteschel —,er schrieb sich aber jetzt amerikanisch John Rucktashel — den ich seit meinem kalifornischen Aufenthalt kannte und nun ebenfalls ohne Arbeit fand, will sagen: ohne Grube. Wir kamen überein, eine solche zu kaufen und fanden eine samt Haus und allem Zubehör für 50 Dollar, und zwar bei einem Schweizer, der Heimweh hatte, aber wie es schien, auch genug Geld; wie hätte er uns sonst den Platz so wohlfeil gegeben? Die Arbeit wurde sogleich aufgenommen, die denn auch gut lohnte, und ich war froh, von Jacksonville weg zusein. <sup>[105/106]</sup>

Dutch  
Bar

Dort hatten indes die fünf Teilnehmer beschlossen, da das Wasser schon nach zehn Tagen zurückging, die Arbeit wieder zu beginnen, die nun darin bestand, den Sand und Kies zwanzig Fuß tief abzuheben, um zur goldhaltigen Erde zu kommen. Aber diese konnte erst Mitte August bearbeitet werden. Ich willigte wegen der besseren Aussichten, die wir gegen Neujahr noch gehabt, ein, an meiner Statt einen Mann zu stellen zu fünf Dollar täglich. Als im August das Waschen des Grundes begann, konnten aber kaum die täglichen Kosten aus dem spärlichen Ertrag

Pech und  
Glück

bestritten werden und es wurde der ganze Platz, für dessen Sechstel ich ein Jahr zuvor 400 Dollar bezahlt hatte, für 200 verkauft. So kann sich verrechnen, wer auf Gold und Geld aus ist und fürchtet, er könnte dabei zu kurz kommen.

Ich hatte unterdessen anderweit Glück. Mein an Dutch Bar bearbeiteter Platz trug gut ein und obwohl ich jede Woche dreißig Dollar nach Jacksonville an meinen Arbeiter zahlen mußte, hatte ich hier bis Neujahr noch 1000 Dollar freies Geld verdient. Das war im Jahr 1855; sechshundfünfzig aber arbeiteten wir am selben Platz ohne Gewinn, ja, jeder von uns hatte noch 200 Dollar zuzusetzen. Im folgenden Jahr warf es dort wieder sehr gut ab; doch schon Ende November, als der erste Regen einsetzte, vertrieb es uns aus dem Fluß und wir mußten die Stelle preisgeben. <sup>[106/107]</sup>

Nun hatte ich im Juli 1856 von einem deutschen Bekannten die Hälfte eines Platzes samt Haus und Geschirr für 50 Dollar gekauft. Die Stelle lag am Ufer des Flusses und es konnte auch zur Zeit des Hochwassers dort gearbeitet werden, doch stand ich davon ab, da ich anderweit im Flusse mit 6 Angestellten zu arbeiten hatte, und stellte einen Mann, der neben meinem Teilhaber die Stelle versah. Anfangs ging es nach Wunsch, doch gewann ich bald die Gewißheit, daß mein Stellvertreter mich elendiglich betrog. Ich schlug ihm kurzerhand und ohne Lärm vor, es solle einer den anderen auskaufen, was er darauf schlauserweise mir zuschob, und zwar gegen Erlegung weiterer 50 Dollar, wie ich sie meinem Vorgänger bezahlt hatte. Um des lieben Friedens willen schlug ich ein. Zum ungestörten Bearbeiten des Platzes hatte ich einen 1100 Meter langen Abzugskanal erstellt, am obern Ende drei Meter tief und der ganzen Flucht nach durch einen anderthalb Meter hohen Damm vor Überschwemmung geschützt. Trotz dieser Wehr wurde er mir Mitte Februar durch Hochwasser zerstört und in der ganzen Länge zugeschwemmt. Was halfen da die 50 Mann, die am Kopfende mit mir drei Stunden unter Aufbietung aller Kräfte arbeiteten! Die Flut brach an verschiedenen Stellen durch, und wir hatten schließlich die größte Eile, uns vor dem Fortwaschen und Ertrinken zu retten. Der unendliche Regenguß <sup>[107/108]</sup> hielt noch weitere vier Stunden derart an, daß der Fluß den gewöhnlichen Wasserstand um starke zwei Meter überstieg. Dieser Himmelsgruß des Herrgotts brachte mir einen Schaden von 2000 Dollar; denn den Graben wieder zu erschließen forderte zwei Monate angestrengter Arbeit von acht Mann; ohne Graben war der Platz nicht bestellbar. Gegen Ende April arbeiteten wir wieder und hatten sechs Wochen lang guten Ertrag; dann stellte sich heraus, daß der Rest des Platzes früher schon ausgebeutet war, und wir zogen ab.

An Dutch Bar hatte ich die Grube den ganzen Winter hindurch bearbeiten lassen, zuerst mit drei Mann, dann mit sechsen; sie trug sehr gut und ich konnte den noch zu bearbeitenden Platzrest für 1000 Dollar verkaufen. Das war ein ungewöhnlich hoher Preis; der Vorteil kam daher, daß Chinesen ein Haus auf dem Platz bewohnten und auch die

Teilhaber.  
Hochwasser

Chinesisches

Begräbnisstelle eines Chinesen dort war. Beides dies mußte weg und obwohl die Gelbgesichter dagegen einsprachen, war rechtens nichts zu erreichen. Später wurde der tote Chinese ausgegraben, seine Gebeine sorgfältig gesammelt und mit Messingdraht so kunstvoll vereinigt, wie voreinst im lebenden Körper, und in einem Sarg aus kostbarem Holz nach San Franzisko gebracht; mit ihm wurden 60 solcher Säрге von dort auf einem Dampfer nach China befördert, jeder um 300 Dollar. Die Chinesen alle, die dort sterben und begra-<sup>[108/109]</sup>ben werden, holt man nach 5-6 Jahren, wenn das Fleisch alles verschwunden ist, wieder heraus, sammelt die Reste wie beschrieben und schickt sie an den Wohnort des Verstorbenen, wo sie von den Angehörigen oder ihren Verwandten fromm aufbewahrt werden.

Auf den so günstigen Verkauf dieses Platzes erwarb ich die von Stedtman's Bar nach Blue Gulch führende Wasserleitung um 3300 Dollar. Das Wasser wurde an die der Leitung entlang arbeitenden Grubenbesitzer käuflich abgetreten, nicht allzu teuer, doch brachte mir's schönen Gewinn; ich konnte darüber Verlust und Widersach von früheren Tagen recht wohl verschmerzen. Nun war freilich das Geldaufhäufen und -erscharren nie mein erstes Ziel gewesen; aber ich wollte die schweren Jahre in Amerika nicht vergeblich durchgemacht haben, sondern mich in der Heimat als Mensch zeigen können, der sich sein Leben gezimmert hatte und in Ehren, und ich fühlte jetzt erst recht die Freude, damals, nach dem Schiffsunfall in Harve, nicht wieder umgekehrt zu sein, trotz der Unglückseule von Schwäbin und dem Gejammer vieler Mitreisender. <sup>[109/110]</sup>

Ende  
gut...

## Achtes Kapitel

### ***Ein Bruder ist willkommen, Diebsvolk weniger Ernstere Gefahren / Ein Hund als Warner Mexikaner und andere Banden / Lohn für Mörder Goldgräber-Bräuche / Indianisches***

Drüber kam das Jahr 1858. Ich arbeitete mit gutem Glück da und dort, indes meist im selben Gebiet, hielt meine Verbindung mit der Heimat und meiner Erwählten aufrecht, so rege, wie es die Post auf so weite Strecken eben zuließ und plante sogar den Kauf von Gütern in der Heimat, z. T. auch in der Umgegend des Dorfes, die mir die Braut oder ihre Eltern zu erwerben anrieten. Darunter war auch die alte Riedersteiger Mühle, die mir mit ihrem schönen Landbesitz und großen Wald am meisten zugesagt hätte. Die Pläne zerschlugen sich indes im letzten Augenblick noch, und meist durch meine Braut, die sich scheute, mich vorzeitig festzulegen; sonst wäre ich sicher um Jahre früher nach Deutschland zurückgekehrt.

Im November dieses Jahres erhielt ich von meinen Geschwistern einen Brief meines 1854 nach Illinois ausgewanderten Bruders Donat,

Bruder  
Donat

der seine Lage wenig rosig schilderte. Donat war von uns acht noch lebenden Geschwistern — die vier ersten <sup>[110/111]</sup> waren im Kindesalter gestorben — der zweitjüngste und mir besonders lieb. Er war also zu scheu gewesen, mich unmittelbar um Hilfe zu bitten, oder kannte vielleicht meinen Aufenthalt nicht sicher, da ich bald da, bald dort war, und wandte sich drum an die Geschwister. Ich schrieb ihm der Kürze halber sogleich nach Illinois, wenn er nach Kalifornien kommen wolle, würde ich ihm das nötige Geld schicken und für einen guten Platz besorgt sein. Er sagte freudig zu, und um der Geldsendung einen weiten Umweg zu ersparen, ließ ich ihm durch einen Neuyorker Freund auf dem schnellsten Wege 300 Dollar übermitteln und schon am 5. Mai hatte ich die Freude, meinen seit 8 Jahren nimmer gesehenen Bruder im fremden Land zu begrüßen. Ich kaufte ihm in Jacksonville einen an meiner Wasserleitung gelegenen Platz, den wir dann bearbeiten ließen. Das Unternehmen ging nicht ganz nach unseren Erwartungen und wir verkauften es alsbald wieder, und zwar ohne Gewinn. Da ich an meiner Leitung Wasser genug zur Verfügung hatte, das uns nichts kostete, versuchten wir's mit verschiedenen Plätzen, und fanden schließlich einen, der guten Gewinn trug. Wir bearbeiteten ihn gründlich, gaben ihn aber im nächsten Winter wieder weg. Mein Bruder hatte nämlich die Wasserleitung besorgen müssen, eine Arbeit, wozu ich, da sie die größte Pünktlichkeit erforderte, nicht jeden brauchen konnte, den Bruder aber auch nicht dauernd damit beladen wollte. <sup>[111/112]</sup>

An einigen Stellen hatten wir recht wechselnde Erfolge, konnten aber im ganzen zufrieden sein. Mancher Gewinn wurde uns indes, wie noch vielen Goldsuchern auch, durch Diebe geschmälert. Die pflegten mit seltener Findigkeit den Boden mit stählernen dünnen Stangen zu untersuchen; ein bestimmter Klang dieser Stäbe zeigte Gold an, die Diebe gruben es aus und solcherweise hat mancher Goldsucher sein drei oder vier Fuß tief verstecktes Gold oder Geld, das er in seiner Hütte ungefährdet glaubte, eingebüßt. Frecher wurden eines Tages mein Kamerad und ich beraubt. Der Dieb schnitt unser Kanevashaus auf einer Seite auf, durchsuchte drinnen alles, warf es durcheinander und ließ eine Uhr, einen Revolver und etwas Goldstaub, etwa 11 Dollar wert, mitlaufen. Das andere Gold im Werte von 600 Dollar, das ich in einem halbgefüllten Sack unter Kartoffeln versteckt hatte, scheint er dort nicht vermutet zu haben und so blieb es uns. Sechs Wochen später sah ich meine Uhr im Laden eines deutschen Uhrmachers aushängen; ich konnte die Nummer und besondere Einzelheiten genau nennen und bekam so die Uhr zurück. Der Uhrmacher hatte sie von einem ihm unbekanntem Chinesen gekauft und mußte sein ausgegebenes Geld hinterhaben. <sup>36</sup>

Gold-  
hyänen

<sup>36</sup> **hinterhaben**, verb. zurückhalten. [DWB, Grimm] **hinderhaben 1.** a) tr., zurückhalten; b) refl., sich enthalten; **2.** Schaden, Verlust erleiden, z. B. an einer Ware im Handel; zu kurz kommen; verlieren, einbüßen; ... [Idiotikon]

Dem schlimmeren Versuch eines Raubüberfalls sind Ruckteschel und ich nur durch einen glücklichen Zufall entkommen. Hätte ich mir träumen lassen <sup>[112/113]</sup> sollen, ich müßte einst meine Lebensrettung einer Maus verdanken? Und doch muß ich das heute glauben, wenn ich nicht alles, was geschieht, dem Zufall ankreiden soll.

Abge-  
wiesener  
Besuch

Wir wohnten damals in einem Kanevashaushaus in einer ausgebeuteten Goldgrube, beiläufig vierhundert Meter von anderen Goldgräberhäusern entfernt. Da wir uns vor Räuberbesuchen auf den ersten hin, der uns gemacht worden war, nicht sicher glaubten, niemanden aber auch noch das Handwerk erleichtern wollten, hatten wir die Innenseiten der Wohnung etwa 12 Fuß hoch mit Brettern gesichert, nicht aber das Dach. Eines Nachts, es war am 14. November 1858 — kam der Besuch. Wir lagen im Schlaf, aus dem ich durch das Nagen einer Maus in einer neben meinem Bett stehenden, mit Zeitungen und Kartoffeln gefüllten Kiste, die zuunterst aber auch mein Gold enthielt, aufgeweckt wurde. Es war um drei Uhr morgens. Ich schlief nicht gleich wieder ein und hörte nun, als das Rascheln der Maus ein wenig aussetzte, ein verdächtiges Geräusch; es nahm sich aus wie das Schleißeln von Tuch, kam aber stoßweise, gleichsam vorsichtig. Ich griff nach dem neben dem Bett hängenden Stutzen und dem Revolver und gedachte aufzustehen und Ruckteschel, der schnarchte, leise zu wecken. In diesem Augenblick gewährte ich, wie in der Ecke des Daches das Tuch Zoll um Zoll aufgeschnitten wurde. Ich sprang auf die Füße und <sup>[113/114]</sup> schoß das Gewehr nach der Dach-Ecke ab. Ruckteschel fuhr auf; draußen aber hörte ich jemand herabspringen und davoneilen. Da es uns zweifelhaft war, ob es der Räuber nicht mehrere waren, hielten wir uns ruhig und beschlossen, erst gegen Tagesanbruch nach dem Rechten zu sehen. Da fanden wir dann die Türe von außen zugebunden und als wir herauskamen, das Tuch ringsum aufgeschnitten, auch am Dach zwei Fuß lang. Der Räuber hätte sich vermutlich ins Innere herabgelassen, und um die Nachbarschaft nicht durch Schießen aufzustören, uns mit dem Dolch kaltgemacht. Auf den Täter konnten wir bald raten. Eine Woche später stieg er bei einer allein hausenden Französin, die ein Kosthaus führte, durch ein Fenster und stahl ihr vor den Augen die Geldbörse mit 83 Dollar und entfernte sich. Da er den nackten Dolch in der Hand hielt, machte in ihrer Todesfurcht die Frau erst Lärm, als der Räuber längst das Weite gewonnen hatte.

Dieser Räuber scheint seine beiden Überfälle schlaue vorbereitet zu haben. Am Sonntag, drei Tage vor dem Besuch bei uns, erhob er die Miete bei der Französin, die in seinem Hause ihr Geschäft trieb. Dabei entdeckte er, daß die Frau das Geld aus ihrem Schlafzimmer holte; er eignete sich inzwischen den Schlüssel zum Schlafrum an und entfernte einen Fensterriegel, um dort ungestört einsteigen zu können. Hernach suchte er bei mir ein <sup>[114/115]</sup> Zwanzigdollarstück zu wechseln und konnte dabei beobachten, daß ich mein Wechselgeld unterm Kopfkissen hervorholte und den Beutel wieder dorthin legte. Auch mochte ihm bekannt sein, daß ich fast jede Woche von den dortherum hausenden

Ein  
Räuber



Goldgräbern Gold aufkaufte, das er nun in meinem Zelthause leicht zu erbeuten hoffte, da die Bretterwände noch nicht errichtet waren; am Tage nach seinem Geldwechsel besorgten wir's aber. Er hätte jene Nacht über 4000 Dollar Goldeswert bei mir, gefunden und wie der Kampf geendet hätte, war auch zweifelhaft. Wir brachen das Haus sogleich weg und erbauten ein besseres zwischen denen anderer Goldgräber.

Dieser gefährliche Geselle war der in der Gegend wohnende Franzose Jwan Fuller. Die eigenen Landsleute sagten ihm sieben Raubmorde auf den Kopf zu, konnten ihn aber nicht durch hinreichende Zeugen vor Gericht überführen. Bei seinem Treiben mochte er sich leicht tun; er war als Goldgräber allgemein bekannt, schlich sich als guter Freund in jede Gesellschaft ein, erlauschte, welche Plätze Gewinn abwarfen und wo das Gold verkauft wurde, wußte also, wo er erfolgreich zugreifen konnte, und dies um so mehr, da er von öfteren Besuchen her die Gewohnheiten der Leute kannte. So hatte er sich bei einer Gesellschaft von 20 Chinesen ins Vertrauen geschlichen, von denen zwei eines Sonntags mit dem unter der Woche ergrabenen Gold, etwa 800 <sup>[115/116]</sup> Dollar, nach dem drei Meilen entfernten Chinese Camp gingen. Eine halbe Meile vor dem ziemlich einsamen Ort erstach Fuller die beiden, ließ die Leichen liegen und verabredete drauf mit einem anderen Franzosen ein Zusammentreffen in der Nähe des Mordplatzes, wo sie dann wie zufällig die Toten fanden und den anderen Chinesen davon Kunde brachten. Fuller begleitete diese sogar an den Fundort, doch erregte sein erheucheltes Bedauern nur ihren Argwohn, den sie ihm frei kundtaten. Gerichtlich konnten sie ihn bei alledem nicht fassen; doch haßten und mieden sie ihn seither.

Etwa ein halbes Jahr später brachte er zwei Irländer in ihrer einsamen Hütte ums Leben, wieder bei Chinese Camp, wo sie Gold verkauft hatten; es war am 18. Mai. Ich wollte bei diesen eine Schaufel entleihen, fand aber auf mein Klopfen und Rufen niemand vor; dagegen erregte mir ein ungewohnter Geruch Verdacht. Ich öffnete die seltsamerweise von außen gesperrte Tür und stieß zu meinem Schrecken auf einen Toten, der knieend mit dem Oberkörper übers Bett hinlag, dann auf dem Feuerplatz auf den zweiten, noch mit einem Bündel Reisig in der Hand. Ich schloß die Hütte wieder und trieb die Nachbarschaft zusammen; auch der Richter von Chinese Camp wurde benachrichtigt. Bis dieser kam, hatten sich schon an die 300 Goldgräber auf dem Platz eingefunden. Die Leichen waren schon ziemlich in Verwesung über-<sup>[116/117]</sup>gegangen, der Tod durch Stiche in den Rücken erfolgt. Alle Werte fehlten, ausgenommen zwei Unzen Goldstaubs in einem Schächtelchen. Die Hütte wimmelte von Aasfliegen und Ungeziefer, und so wurde sie niedergebrannt und die Überreste der Ermordeten in einen Sarg verpackt und auf dem katholischen Gottesacker von Chinese Camp begraben. Wegen Mangels von Zeugen unterblieben Untersuchung und Sühne.

Mord-  
opfer

Schwererer Verdacht fiel erst Monate später auf Fuller, als wieder ein Franzose, der mit ziemlich viel Geld hatte in die Heimat zurückkehren wollen, im eigenen Haus ermordet und beraubt gefunden wurde, Fuller aber in jenen Tagen immer bei ihm gesehen worden war. Seine Landsleute bezichtigten ihn offen dieses Mords und mieden ihn alle. Verdächtig hatte er sich besonders dadurch gemacht, daß er Sonntag nachmittags immer in der Stadt die Stellen aufsuchte, wo zu sehen war, wer Gold verkaufte und wieviel; dort hatte nämlich jeder freien Zutritt. Dabei mochte ihm auch kundgeworden sein, daß ich jeden Sonntag bis zweitausend Dollar Goldstaub in die Münze San Franziskos brachte und andern Sonntag den Wert geprägt abholte.

Nachstellungen

Der Versuch, uns in unserem Zelthaus abzutun, war mißglückt, und so versuchte er's bei mir im Freien allein und lauerte mir eines Sonntagabends auf. Ich war von Chinese Camp, wo ich <sup>[117/118]</sup> mein Geld in Empfang genommen, auf dem Heimweg, als ich in Camp Salvado, einer kleinen Goldgräbersiedlung, Fullers Hund von Dutch Bar, meinem Wohnort, herkommen sah. Das Tier lief an mir vorbei, und als ich langsam weiterging, überholte es mich wieder, und ich schloß daraus auf die Nähe seines Herrn. Mit schußbereitem Revolver in der Hand musterte ich jeden Busch und jede Stelle des Wegs, wo er sich verborgen halten konnte; da kam er in etwa 400 Schritt Entfernung in der Mitte des mit Gebüsch und großen Steinen besetzten Fußwegs zum Vorschein, und zwar laufend, als hätte er's eilig. Zehn Gänge<sup>37</sup> vor ihm wich ich oberhalb des Pfades drei Schritte zur Seite, zielte auf ihn und gebot ihm, so schnell wie möglich seines Weges zu gehen; ich schösse sonst. Er wollte hören, warum ich ihm drohe, da er doch mein bester Freund sei. Das wisse er besser als ich, bedeutete ich ihm und hieß ihn gehen. Bei dem nächsten Haus stieß ich auf Franzosen und fragte, wann Fuller bei ihnen vorbeigegangen sei. „Vor zwei Stunden“ hieß es. Solange also hatte er mir aufgelauert; ich konnte von Glück sagen, daß sein Hund mir ihn verraten hatte. Von diesem Tag an ging ich nie wieder den Weg allein.

Rechtzeitig gewarnt

Schlauer gingen zwei Mexikaner bei einem einsamen Goldgräberhaus zu Werk. Dort saßen vier Deutsche beim Mittagessen; die Gauner banden ihre Rosse draußen an, traten mit gespannten Re-<sup>[118/119]</sup>volvorn ins Haus und hießen die Deutschen die Hände hochheben, während einer von ihnen von der Wand weg die vier Revolver ausliefern mußte. Nachdem sie auch ihr Geld übergeben hatten, mußten sie hinaus, und der eine Räuber hielt sie im Schach, daß unterdessen der andere das Haus durchforschte; dann ritten beide mit den Revolvern der Deutschen und 1200 Dollar Beute davon, mit einem höflichen Adios caballeros!

Überfälle und Sühne

Zwei andern dagegen, auch Mexikanern, fügte sich's schlimmer. Der Überfallene, ein Norddeutscher, hatte in der Stadt für 200 Dollar

<sup>37</sup> Gang in der Bedeutung von Schritt; **Gang**, m. subst. ... **I.** Das Gehn, von Menschen wie Tieren. **1)** Urspr. auch und vermutlich zuerst der **einzelne Schritt**, tritt (vgl. DWB gehn), ... [DWB - Grimm]

Gold verkauft. Die Strolche folgten ihm und verlangten mit drohender Waffe sein Geld. Der Deutsche gab gutwillig einige Silberdollar heraus, warf dann aber, als sie auch das Gold forderten, ihnen den gefüllten Beutel vor die Füße. Indes die beiden sich danach bückten, schoß der Deutsche den älteren nieder und schlug den andern mit der Waffe so auf den Kopf, daß er taumelte. Er nahm dann beiden die Revolver ab, tötete den einen völlig und führte den wehrlosen jüngeren zum Camp zurück. Auf die Meldung des Deutschen sammelten sich im Nu einige 100 Männer, hielten Gericht und führten den Missetäter zum Tatort zurück. Die Angaben des Deutschen wurden als gültig erkannt, dem 20jährigen Mexikaner aber ein Strick um den Hals gelegt und er unter Johlen und Bravorufen der Zuschauer an einem Baum hoch-<sup>[119/120]</sup>gezogen; das geschah auch dem Erschossenen, und als beide einträchtig droben exerzierten, schoß man ihnen noch einige Dutzend Kugeln in den Leib. Die Leichname wurden erst zwei Tage später von der Behörde abgenommen und der Deutsche verhört, seine Tat aber als rechters erkannt. Die Räuber begrub man in Chinese Camp.

Überfälle übte das Gesindel gern an den friedfertigen, gutmütigen Chinesen, und gewöhnlich in Samstagsnächten, wenn die Leute ihre Wochenausbeute noch zur Hand hatten; Sonntags pflegten sie sie irgendwo zu verkaufen und den größten Teil des Erlöses nach China zu schicken. So wurde einmals nachts in meiner Nähe ein Chinesenhaus mit 20 Jnsassen überfallen. Da das Bretterhaus gut verschlossen war, warteten die Räuber, mit Blendlaternen versehen, bis die Tür von einem, den ein Bedürfnis ins Freie führte, geöffnet wurde. Dieser wurde gepackt, als Geisel ins Haus geführt, wo die im Schlaf liegenden Chinesen beraubt wurden oder mit Erschießen bedroht, wer sich widersetzen wollte. Die Sache lief unblutig ab; die Räuber holten sich über 400 Dollar in Gold und sechs Revolver. Von nun an schützten die Chinesen ihre Häuser mit Buschwerk und behängten dieses mit leeren Blechkannen, die bei der Berührung der Stauden Lärm machten und die Jnsassen zur Abwehr riefen.

Beraubte  
Chinesen

Die gefährlichsten und verwegenen Räuber in <sup>[120/122]</sup> Kalifornien waren damals die Mexikaner. Sie führten ihre Raubzüge vielfach bandenweise aus; die des Joaquin Murietta<sup>38</sup> war im Goldgebiet und im übrigen Kalifornien zu gut bekannt, um nicht alles in Furcht zu halten. Dieser Murietta hatte die kaltblütige Kühnheit, obwohl auf seinen Fang,

Murietta

---

<sup>38</sup> Joaquín Murrieta Carrillo (auch: Murieta, Murietta) (\* 1829; † 25. Juli 1853 in Fresno County, Kalifornien) lebte bereits 1854 in einem Roman wieder auf, von dem 1858 Ausschnitte in der „California Police Gazette“ abgedruckt wurden. Nachdem er von einem Suchtrupp erschossen worden war, wurde zum Beweis sein Kopf konserviert und ausgestellt. [Wikipedia] Er war also vor der Ankunft Kromers in Kalifornien bereits tot und während Kromers Aufenthalt eine Legende und in aller Munde. Kromer kann also höchstens seinen konservierten Kopf aber nicht Murrieta lebend gesehen haben. Hier handelt es sich um eine Dichtung einer der Kromer's oder um ein Plagiat der Räubergeschichten aus seiner Zeit in den USA.

lebend oder tot, 5000 Dollar ausgesetzt waren, sich, wo es ihm gefiel, öffentlich zu zeigen. So sah ich ihn eines Abends in Mokelumne Hill in einem gut besuchten Trinkhaus, wo gerade seine Taten besprochen wurden. Ein Amerikaner riß gewaltig das Maul auf: Jhm würde Murietta, wenn er ihn träfe, nicht entrinnen. Der Großsprecher ahnte nicht, daß der Räuber nebenan die Prahlerei gehört hatte. Murietta sprang auf den Tisch, erhob den Revolver und rief: „Hier ist Murietta; wer will ihn greifen?“ Damit sprang er herab, ging unberührt aus dem Raum und bestieg draußen sein von einem Spießgesellen gehaltenes Pferd, worauf beide in die Nacht hinaus verschwanden. Die Sache wäre gewiß nicht unblutig abgelaufen, aber keiner von uns wagte seine Haut daran, am wenigsten der prahlende Yankee. Ein andermal war Murietta zu Stockton in einem Gasthof über Nacht. Als er morgens sein Roß bestieg und wegritt, lockte ihn eine öffentliche Anzeige an der Kirchentür. Er stieg ab, mischte sich unter die Neugierigen und las, daß 5000 Dollar auf seine Ergreifung ausgesetzt seien. Er <sup>[121/122]</sup> schrieb mit Blei darunter: „Jch zahle 10000“ und unterzeichnete: Murietta. Darauf ritt er ruhig davon. Auf diese Herausforderung schickte ihm der Sheriff eine Streife nach, ihn abzutun, aber vergeblich. Versuche, seiner habhaft zu werden, haben verschiedene mit ihrem Leben bezahlt. Murietta war ein gewandter Schütze; für ihn sei keine Kugel gegossen, soll er öfters geprahlt haben, und wie es scheint, hat sich's erwahrt. Denn man hat von seiner Ergreifung nie nichts vernommen, freilich über ihn selber nach einigen Jahren auch nichts mehr.

Eine andere Bande machte zur Zeit meiner Ankunft Kalifornien unsicher, deren Hauptmann der three-fingered-Jack<sup>39</sup> war, ein Mann mit nur drei Fingern an der Rechten. Diesen Leuten waren zwanzig Morde nachgewiesen; sie gingen vier Mann hoch und hielten lange die Goldgegend in Furcht. Schließlich wurden sie durch das scharfe Eingreifen der Behörden zu Paaren getrieben und zusammengeschossen, als letzter der Hauptmann, und der gar von einem Freunde, der sich die Belohnung holen wollte. Der Verräter wurde kurz hernach von einem Bruder des Drei-Finger-Jack meuchlings beseitigt.

Drei-Finger-Jack

Im Jahre 1856, wo ich in Mokelumne Hill weilte, geschah dort ein furchtbarer Mord: eine deutsche Metzgerfamilie, Mann, Frau und drei fast erwachsene Kinder wurden nach hartem Kampf <sup>[122/123]</sup> getötet und das namhafte Geld geraubt. Die Leute hatten ihr Geschäft verkauft und wollten andern Tags nach Deutschland zurück. In der Nacht vor der Abreise wurden sie in ihrer Wohnung von drei Mexikanern überfallen. Wohl kamen ihnen Nachbarn zu Hilfe, aber die Bluttat war geschehen und das Geld weg. Die Täter erkannte man zwar als Mexikaner, mußte aber zusehen, wie sie auf ihren flinken Pferden entkamen. Zwei Sheriffs und zwei Polizisten verfolgten sie von Ort zu Ort. Drei Tage nach dem

Deutsche Opfer

<sup>39</sup> Three Fingered Jack war mit Murietta zusammen einer der „Five Joaquíns Gang“ und wurde auch zur selben Zeit gejagt und erschossen, wobei bei ihm die dreifingerige Hand zum Beweis abgenommen wurde. [Wikipedia]

Mord kamen sie nach Camp Salvado, wo größtenteils Mexikaner wohnen, hinter ihnen die vier Verfolger, die in Chinese Camp erfahren hatten, die drei seien vor zwei Stunden, Camp Salvado zu, durchgeritten. Ich war mit einem Bekannten gerade in der Gegend und wir eilten, des Ausgangs neugierig, den Verfolgern nach. Halbwegs Camp Salvado hörten wir einen Schuß; auf den zweiten und dritten sahen wir aus einem Trinkhaus einen Mexikaner in den nahen Buschwald hinüberwechseln, einen zweiten auf uns zu. Etwa zehn diesem nachgesandte Schüsse gingen fehl. Im Trinkhaus dann fanden wir den Sheriff von Mokelumne Hill tot am Boden. Einer der Mörder verbarg sich in einem Zelthaus, um das es sogleich ein wütendes Hin- und Herschießen gab, bis man es niederbrannte; der Mörder war unbemerkt in die nächste Hütte entwischt; als auch die angezündet wurde, kam er mit brennenden Hosen hinter einer Kiste hervor und feuerte aus zwei Revolvern, doch ohne zu treffen: dann stürzte er, da alles auf ihn schoß, unter 30 oder 40 Kugeln zusammen und bekam, als er mit glimmender Kleidung aufgehängt war, noch einige Dutzend in den Leib. Seine Mordgesellen konnten aus Kalifornien entfliehen und man verlor ihre Spur.

Ein Überfall in Loves Bar, meiner nächsten Umgebung, wurde von einem Hund vereitelt. Den Besitzer eines Liefergeschäftes besuchten eines Abends zwei Mexikaner, vorgeblich wegen Bestellungen. Sie lockten den Mann in seinen Dienstraum, wo die Kasse war. Dort bedrohte ihn der eine mit dem Revolver und verlangte das Geld, dieweil ihn der andere am Hals ergriff. Der wurde aber rücklings von dem mächtigen Hund des Kaufmanns niedergerissen und das Tier durchbiß ihm sogleich den Hals. Es wurde zwar von dem andern Räuber angeschossen, indes ungefährlich, worauf der Hund ihn wütend festhielt, bis sein Herr den Räuber niederschoß. Die auf den Mann abgerichtete Dogge hatte den Herrn schon in seinen ledigen Jahren überall behütet; ohne den Hund wäre er verloren gewesen; denn bevor Hilfe kam, war das ganze Werk getan, mit dem wackeren Beistand des treuen Tiers.

Wenn ich noch einer Untat gedenke, mit der ich in Berührung kam, sei gesagt, daß ich zwar nicht <sup>[124/125]</sup> gerade furchtsam war, aber auch nicht der Abenteuer wegen, wie man glauben möchte, das Goldland zum Ziel genommen hatte. Aber wer keine Abenteuer suchte, den fanden sie um so gewisser; man konnte ihnen sozusagen nicht entgehen; meine Begegnung z. B. mit Jwan Fuller hatte ich wahrlich nicht gesucht. Ich will berichten, wie ich ein letztes Mal mit ihm zusammentraf.

Nicht weit von uns wohnte jene Französin, die ich bereits erwähnte. Ihr Mann war Goldgräber gewesen, geachtet und allgemein beliebt. Eines Tages fand man ihn in seiner Mine ermordet, und nahm seinen Landsmann Jwan Fuller für den Mörder, nur war ihm nichts zu beweisen. Die Witwe, eine etwa 27jährige unternehmende und entschlossene Person, hatte anfangs in einem Haus Fullers eine Kostgeberei betrieben,

Vereitel-  
ter  
Überfall

Franzö-  
sische  
Wirtin

sie dann aber nach der Beraubung durch den eigenen Vermieter in ein Blockhaus verlegt, das sie sich gekauft; das ist wohl alles bereits erzählt. Ruckteschel und ich folgten ihr als Gäste dorthin, ebenso andere Goldgräber, auch eine Anzahl ihrer Landsleute, darunter Fuller. Aus Furcht vor seiner Rache wagte die Wirtin nicht, ihn des Hauses zu verweisen; sie redete aber kaum das Notwendigste mit ihm, und das nicht einmal in ihrer gemeinsamen Sprache, sondern nur englisch.

Wir beide besaßen das Vertrauen der sonst sehr vorsichtigen Wirtin und dies schließlich so weit, <sup>[125/126]</sup> daß sie uns einen Teil unserer Goldausbeute wahrte; ich gab ihr den meinen immer in einem versiegelten Wildledersäckchen. Wo sie die Sachen, bis wir sie fortbrachten, verwahrte, war uns unbekannt; wir glaubten aber alles in sicherer Hut und im besten Versteck.

Raubver-  
such

Die Frau hielt sich zu ihrem Schutz einen großen Hund, der ihr überallhin folgte und in seiner Wachsamkeit sogar, wenn wir etwa auf dem Weg zur Goldstelle dort vorbeikamen, uns aus dem Innern der Hütte sein Gebell oder doch ein warnendes Knurren nachschickte. Bei Tag trug sie einen Revolver im Gürtel, zwei hatte sie im Schlafraum überm Bett hängen und darüber einen mächtigen, alten Kürassiersäbel; diesen hatte, ihrer Erzählung nach, ein Onkel von ihr getragen, der noch mit Napoleon nach Rußland gezogen war; sie hatte die Waffe und ein Bildnis des Kaisers zum Andenken nach Kalifornien gebracht und im Schlafzimmer aufgehängt.

Nun ging ich eines Morgens ziemlich früh mit Ruckteschel zur Goldstelle, jeder mit seiner Flinte, da wir noch auf ein Stück Wild anstehen wollten: da befremdete mich plötzlich etwas; ich sah nämlich an der Hütte der Französin ein Fenster offen, das wie ein totes Auge herblickte, während ich sonst immer den Himmel sich drin hatte spiegeln sehen. Ich sagte es Ruckteschel und wir schauten uns fragend an; ihm fiel zudem noch auf, daß das ge-<sup>[126/127]</sup>wohnte Gebell des Hundes ausblieb. „Da ist etwas nicht im Blei“, sagte er und riet sofort auf einen Überfall. Wir piffen dem Hund, riefen seinen Namen, dann auch der Französin ihren, aber es blieb alles still. Wir näherten uns vorsichtig der Hütte, die Flinten schußbereit. Nach einigen zwanzig Schritten entdeckte ich unter dem offenen Fenster am Boden einen fremden Gegenstand, den wir in der kaum bemerkbaren Dämmerung nicht erkennen konnten. Als wir endlich zu dem Hause hinkamen, war das rätselhafte Ding ein großer lederner Reisekoffer, dessen Deckel aus dem Schloß gesprungen war und offen stand; er war mit Kaffeebohnen gefüllt, davon ein Teil im Gras lag. Nun schien uns der Überfall zweifelfrei, und da in der Hütte sich nichts rührte, hieß ich Ruckteschel mir ins Fenster hinaufhelfen und zog ihn nach, da die Tür des Hauses verschlossen war.

Aber wie sah es da aus! Und ob da noch zu helfen war?



Drinne am Boden unter der Fensterbrüstung, lag ein Mann mit gespaltenem Schädel, aus dem blutiges Gehirn quoll. Die Rechte hielt eine Flinte; der Schuß hatte versagt; nur die Zündkapsel war abgebrannt. Vor ihrem Bett aber lag die Französin, anscheinend tot. Sie hatte auf der Stirn eine lange, dicke Beule; die Hand faßte den blutigen Kürassiersäbel. Wir bemühten uns um die Frau, fanden ihren Puls noch tätig und brach-<sup>[127/128]</sup>ten sie durch Einreiben mit Whisky, den wir im Wirtsaum fanden, allmählich zu einigem Bewußtsein. Sie redete aber verworrenes, teils unverständliches Zeug, nannte indes den Namen Fuller und jammerte etwas von Gold und Geld.

Schlimme  
Entdeckung

Sonst fanden wir in der Hütte nichts Auffallendes, entdeckten aber schließlich unter der nach dem Keller führenden Treppe verkrochen den Hund tot, offenbar vergiftet.

Wir betteten die Wirtin bequem auf ihrem Lager und verließen die Hütte durchs Fenster wieder. Draußen an dem Koffer aber hatten wir noch eine grausige Überraschung: an dem einen Ledergriff hing wachsbleich eine blutleere Hand, hinter dem Gelenk abgehackt. Sie hielt krampfhaft die Finger um den Griff gekrallt, als wollte sie noch im Tod den Raub festhalten.

Mißglückter  
Raub

Ruckteschel begann in den Kaffeebohnen zu wühlen. Er zog einen Beutel mit Golddollarstücken und einigem Silber ans Licht, dann sein eigenes Gold in einem grünen Leinenbeutel und zuletzt mein Wildleder-säcklein, ebenfalls heil. Da also hatte die Wirtin die Sachen sicher gewähnt!

Wir nahmen die Wertsachen mit uns, damit andere Vorbeikommende sie nicht wegnahmen, und machten uns, da es langsam tagte, auf die Fährte des Räubers, die sich in Blutstropfen im Grase zeigte, und fanden nach kurzem Suchen den Mann in einer alten Kiesgrube hinter einem Busch tot. <sup>[128/129]</sup>

Die Linke hielt den Stumpf des rechten Armes umklammert; sie wollte das Leben festhalten, das im verströmenden Blut davondrängte. Der Tote war Jwan Fuller; der in der Hütte liegende Räuber ein Mexikaner; an ihnen hatte der Reitersäbel noch einmal seine Wucht bewiesen und zugleich gerechte Rache geübt.

Sühne

So, wie wir uns den Überfall zusammengereimt, schilderte ihn uns andern Tags die Französin. Sie hatte Fuller, der den Koffer schon auf dem Fenstersims hatte, die Hand abgeschlagen; der andere bekam den Säbel über den Kopf, als er ihr zugleich mit dem versagenden Gewehr einen Hieb versetzte, der sie bewußtlos machte. Wie die Räuber hinter ihr Versteck des Geldes gekommen sein mochten, blieb ihr ein Rätsel.

Das Schicksal der beiden Räuber, besonders Fullers, schien allen Goldgräbern gerecht und verdient. Die Französin erholte sich völlig wieder, blieb aber, obschon ihr Geschäft jetzt erst recht gut ging, nicht mehr lange im Lande und kehrte nach Frankreich zurück.

Was diese Überfälle und Verbrechen anlangt, so wurden sie meist von den ansässigen Goldgräbern abgeurteilt, wenn der Sünder auf der Tat ertappt oder durch Zeugen festgestellt wurde. Die Strafe für Mord war sofortiges Hängen. Raub und Diebstahl bestrafte man mit Auspeitschen und Landesverweisung. <sup>[129/130]</sup>

Die Goldgräber hatten in ihren Bezirken ihre eigenen, selbstgeschaffenen Gesetze, denen sich der Einzelne zu fügen hatte. Übertretungen zogen den Verlust des bearbeiteten Platzes nach sich. An der Stelle wo ich arbeitete, hatte der Besitzer fünfundzwanzig Fuß des Flußbettes, ebenso am Ufer des Flusses fünfundzwanzig Fuß Breite bis zur Spitze des Berges zum Goldgraben zu halten; doch mußte er das dort in zwei Inschriften kundmachen. Wer seinen Platz zwei Tage nicht bearbeitete, verlor das Anrecht darauf; jeder andere konnte ihn in der Frühe des dritten Tages besetzen; es gab darüber natürlich manchen Streit und selbst gefährliche Schießereien; denn die Absprechung eines einträglichen Platzes ohne Vergütung ließ sich nicht jeder gefallen. Goldgräberversammlungen pflegten dann darüber zu entscheiden. Solcherweise hätte ich 1857 meinen ergiebigsten Platz auch verloren, wäre ich eines Montags früh nur eine halbe Stunde später an der Arbeit gewesen; vier übelbekannte Amerikaner, Burschen, die dort Hoodlums<sup>40</sup> heißen, wollten ihn besetzen; ein befreundeter Amerikaner erzählte mir den geplanten Anschlag einige Wochen später. Weitere Anstände hatte ich keine mehr.

Gesetze  
und  
Bräuche

Eine schlimme Begleiterscheinung unserer Arbeit war die Beraubung der Maschinen. Ist der Eigentümer gerade nicht anwesend, etwa über Mittag beim Essen, so werden sie ihres Inhalts entledigt; auch nachts wurden die Maschinen häufig mit eisernen Haken gereinigt an Stellen, wo das Gold haften zu bleiben pflegt, und diese Arbeit war oft ordentlich lohnend. Meine Maschine füllte ich später zur Vorsorge immer mit Erde und verhütete so die Beraubung. Auf dies Handwerk verlegten sich besonders erfolgreich manche Indianer; natürlich Weiße oft genug auch. Einem Franzosen sollte die Sache aber übel aufstoßen. Zwei seiner Landsleute, die einen sehr einträglichen Platz bearbeiteten, fanden morgens ihre Maschinen beraubt, ohne trotz mehrfacher Nachtwachen den Dieb stellen zu können. Sie kamen auf den Einfall, eine geladene Schrotflinte am Ende der Grube so anzubringen, daß der Dieb sich bei seinem Erscheinen einen Denkkzettel holen mußte. Das geschah, als er die Maschine entlang ging und nach dem Gold stocherte. Nach zwei qualvollen Tagen starb der arme Mann an der Verletzung. Es war einer der nächsten Nachbarn gewesen, der die Verhältnisse genau gekannt und mit Erfolg genutzt hatte.

Golddie-  
be

Indianer waren aber nicht immer nur auf solchen Diebstahl aus; es gab auch solche, die regelrecht Gold gruben. Der Mann mit dem Gewehr über dem Rücken geht dabei mit seinen drei, vier Weibern voraus, läuft

Indianer

---

<sup>40</sup> Ganoven, Strolche, Gangster

in den Gruben von Platz zu Platz und wählt eine Stelle, wo er Gold vermutet. Dann kommt die Frau mit dem Grabeisen, bohrt sich ein Loch, und die andere Frau nimmt mit einer Waschschüssel die Erde und wäscht sie im <sup>[131/132]</sup> nahen Wasser. Je nachdem sie Gold findet, wird der Platz gehalten oder weitermarschiert. Neben den weißen Goldsuchern waren die indianischen aber an Zahl immer gering.

Während in einigen Gebieten der Vereinigten Staaten die Indianer noch kriegerisch und gefährlich waren, und, wo es zu machen war, den durchziehenden Weißen Abbruch taten, verhielten sie sich in Kalifornien friedlich, hatten aber nur wenig Verbindung mit uns. Sie hatten ihre eigenen Sitten und Bräuche noch, wenn sie unter sich waren; möglich auch, daß sie sie heimlich übten und deshalb die Regierung nicht eingriff, obschon sie meines Bedünkens vielfach gegen amerikanisches Gesetz oder doch gegen menschliche Art waren. Ich fand dies z. B. bei der Bestattung eines toten Indianerhäuptlings, der ich im Jahre 1854 beiwohnte; sie fand statt in einer Schlucht in der Nähe von Chinese Camp zu Ende März. Der Leichnam wurde dorthin gebracht, um nach der Stammessitte verbrannt zu werden. Man errichtete einen mächtigen Holzhaufen, legte den Leichnam in Kriegsschmuck obenauf und band neben ihm seine drei Lieblingshunde an; es waren sehr schöne Tiere, deren grausames Schicksal mir das Wasser in die Augen trieb. Die leidtragende Menge, etwa 800 Indianer, darunter die sieben Weiber des Toten mit teils erwachsenen, teils noch jungen, in Körben auf dem Rücken getragenen Kindern umgaben den Scheiterhaufens. <sup>[132/133]</sup>

Dieser wurde angezündet, und je mehr das Feuer hochkam und je ängstlicher die armen Hunde winselten und dann aufheulten, bis sie tot waren, desto lauter jubelten und sangen und desto närrischer tanzten die Indianer um das Feuer, bis es vollständig niedergebrannt war, was bis zum anbrechenden Morgen dauerte. Zum Zeichen der Trauer beschmierten sich dann die Weiber des Verstorbenen mit dem aus seinen Gebeinen ausgekochten Fett die Gesichter, die sie nicht abwaschen durften, solange diese ekle Salbe hielt. Die Gebeine des Toten und seiner Hunde wurden darauf von den Indianern weggebracht, mir unbekannt, wohin.

In der Umgebung meines Aufenthaltsortes waren in jenen Jahren noch ziemlich viele Rothäute, alle aber, wie schon gesagt, friedlich. Sie trugen nur spärliche Kleidung und bekamen sie meistens von Weißen, so auch die Lebensmittel. Mich dauerten die armen Kerle; sie waren doch vor einem halben Hundert Jahre noch ein großes tapferes Volk gewesen und mußten nun einfach den Waffen eines noch nicht so tapferen, nur listigeren Eindringlings weichen, wohl auch dem Schnaps, womit man sie verdarb. Aber auch das hieß man christlich.

Die Lieblings speise der Indianer war, soweit ich beobachten konnte, Fleisch; meist gab man ihnen aber nur Fußknochen. Diese wurden erst nach 4-maligem Eingraben, worauf sie schon nach Verwesung rochen, gegessen, bald roh, bald gekocht. <sup>[133/134]</sup> Reis, Erbsen und

---

ähnliche Feldfrüchte wurden in Körben, die aus gespaltenen Bändern geflochten waren, in einen Topf mit Wasser gelegt und dieser auf erhitzte Steine gestellt, bis die Speise gar war. Dann aßen sie mit den Fingern aus dem Topf. Messer, Löffel und Gabeln gebrauchten sie nie: ländlich sittlich. <sup>[134/135]</sup>

## Neuntes Kapitel

### ***Ekles Geziefer und die lieben Nächsten / Weibermarkt / Eine Hoffnung wird getäuscht und eine lange Reise endet in der Heimat***

Das Leben im Goldland war gefährlich; Goldhunger und Geldgier züchteten Verbrecher, die in dem hereingeschwemmten Gesindel Amerikas wie Europas einen fetten Boden fanden, und jeder Ehrliche, der ungezwackt und nicht geschädigt an Leib und Seele durchkam, konnte von Glück sagen und dem Herrgott danken. Neben Gaunern und Räubern gab es aber noch andere Gefahren, vor allem Schlangen und anderes Geziefer. In Kalifornien zwar begegnete mir dergleichen weniger, als in Texas, wo man nicht genug auf der Hut sein konnte. So trat ich auf dem Gang zum Mähen eines Tages unversehens auf eine Klapperschlange. Das Tier wand sich sofort mir am rechten Bein empor, konnte mich aber wegen der hohen Stiefel nicht sogleich beißen, will sagen: ich hatte Zeit und zum Glück Besinnung genug, es mit einem Dolch zu kappen. Dann zertrat ich den herabgefallenen Kopf, brachte die beiden Teile des Tiers zum Hausherrn Meine, bei dem ich damals in Arbeit stand, und hängte sie über eine Wäschestange. Als ich abends <sup>[135/136]</sup> vom Mähen heimkam, fand ich die beiden Trümmer von einer Art Wespen und sonstigen Tieren fein sauber abgenagt. Die Klapper dieses Tieres nahm ich zu mir, um sie später in die Heimat zu bringen.

Schlangen

Ein andermal, als ich mit Kernbold in einem Heuschuppen Mittagsrast hielt, sahen wir auf dem Firstbaum über uns eine große Schlange aufgerollt. Wir meldeten es Herrn Meine und beschlossen, das Tier mit einer Stange am Dach festzuhalten und dort mit der Axt abzutun. Dabei stellte sich aber heraus, daß es zwei Schlangen waren, und wir hatten nun alle Mühe, ihrer Herr zu werden. Meine schnitt sie dann beide auf, um das Fett, das als gutes Heilmittel galt, auszukochen; da fand sich in der einen ein Hühnerei, vollständig heil, in der anderen aber mehrere Dotter, und Herr Meine sah nun, wer die Eierdiebstähle verübt hatte, deren er uns beide, wie er jetzt gestand, immer verdächtigt hatte. Bei ihm hatten wir anfangs unsere Betten im Kornraum aufgeschlagen; eines Nachts fühlte ich neben mir im Bett etwas Kaltes, griff darnach und sprang sofort heraus, da verließ es auch die Schlange und ich war mit dem Schrecken noch wohlfeil davongekommen. Wir schlugen von da an unser Lager unterm Dach auf und blieben von weiterem kalten Besuch verschont. Dagegen hatten wir beim Heuen viel mit Schlangen zu kämpfen, nament- <sup>[136/137]</sup> lich in den Kaktusbüschen, wo sich Klapper-

Skorpionne

schlangen gern aufhalten, wegen der von ihnen bevorzugten Kaktusäpfel, wie man mir sagte. Sie pflegen im Gras fußhoch aufgerollt zu liegen, den Kopf nach oben; wer sie nicht stört oder verfolgt, hat nichts zu fürchten; in der Verteidigung sind sie aber so geschickt und flink, wie gefährlich. Unsere Mitreisende, Karoline Hilpert, war, wie schon erzählt, so unvorsichtig, in der Küche auf eine Schlange zu treten und starb noch selbigen Tag an dem Biß. Einem unserer Nachbarn dagegen, der von einer Klapperschlange gebissen worden war, rettete seine Frau das Leben mit einer Flasche Brantwein, die sie ihn ganz austrinken hieß. Sehr zu fürchten hatten wir in Texas auch die Skorpione; ich vergesse nie den Schrecken, als ich den ersten unter der Rinde eines Zaunholzes fand und das ekle Tier mir den Schwanz mit dem gekrümmten Endstück entgegenrichtete. Wir fanden ihrer noch viele an diesen Hölzern, die wir damals zu schälen hatten, Hütten und Wege damit einzuzäunen. Ebenso grauslich erschienen uns die Taranteln, eine besondere Art großer Spinnen. Wir trafen sie meist im freien Feld, wo sie in kunstvoll gewölbten Höhlen unter feinem Schlußdeckel hausten. Sie sollen so giftig sein wie Schlangen und Skorpione und im Gebissenen eine merkwürdige Tanzwut oder Wahnsinn erregen. Es waren häßliche, ungeschlachte Spinnen; wir töteten alle, die <sup>[137/138]</sup> wir auftraten; aber das Grauen vor ihnen und den Skorpionen verlor ich nie.

Neben den Tieren, die uns gefährlich wurden, namentlich dadurch, daß sie nicht immer zeitig genug zu entdecken waren, um sich ihrer zu erwehren, wurden uns noch gefährlicher die lieben Mitmenschen, von denen man sich gern eines Besseren versehen hätte, als Mordes oder Raubs. Davon habe ich aber zuviel berichtet, um weiter damit grausen zu machen. Oft genug warf ich mir vor: Was hast du dich in Gefahr begeben; gewärtige jetzt, daß du darin umkommst. Der Himmel hat mich aber gnädig bewahrt neun Jahre lang, oder mich nicht vorzeitig haben wollen; doch ist man vielleicht immer in Gefahr, so oder anders, und wenn es dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis. Das tat ich schließlich auch noch, indem ich mich entschloß, Kalifornien zu verlassen, weil 1858 im Mai angeblich eine reiche Goldentdeckung am Fraser-Fluß gemacht worden war. Hatte ich, während es mir in Kalifornien gut ging, hoch in Kanada oben, über 1200 Kilometer Luftwegs entfernt, etwas zu schaffen, nur weil Tausende von Goldgräbern überhirscht dorthin strömten, wer das Reisegeld dazu aufbrachte? Es faßte mich also auch das Narrenfieber und ich reiste Ende Juni von meinem ergiebigen Goldplatz Dutch Bar nach San Franzisko ab, wo ich weitere Wundernachrichten abwarten wollte. Zum Glück wurde rasch <sup>[138/139]</sup> angekündet, daß die Geschichte ein Schwindel war, oder ein Streich von Gaunern, die damit die Goldsucher von ihren Plätzen weglocken wollten. Ich reiste darauf nach sechswöchiger Abwesenheit an die alte Stelle, die ich unter meinem Bruder hatte weiterbetreiben lassen, zurück, nur ob meiner Dummheit um 400 Dollar leichter.

Neues  
Goldfieber

In jenen Tagen wollte ein guter Bekannter von mir, ein Norddeutscher, mit vier Kameraden von San Franzisko aus die Rückreise nach

Spielwut

Deutschland antreten. Er hatte sehr viel Geld mit Goldsuchen zusammengebracht, besaß auch schon die Reisepapiere, als er mich zufällig noch traf. Nun stach ihn aber der Haber und er ging am Vorabend der Abreise in eine Spielhölle, wo ihm in kürzester Zeit 1000 Dollar abgenommen waren. Wir beschworen ihn alle, mit diesem Aderlaß sich abzufinden; er ließ aber die anderen vier wegfahren, sein Reisegeld verfallen und begann weiterzuspielen, immer mit höheren Einsätzen, bis er in 14 Tagen 91000 Dollar eingebüßt hatte, sodaß ihm ein Freund das Geld zur Rückreise in die Minen vorstrecken mußte, wo er nun als Arbeiter weiterdiente. Er ist, solange er noch dort war, nimmer hochgekommen; er trug jedesmal seinen Verdienst in die Spielhölle, sein Glück zu zwingen. Solcherart sind hart erworbene Vermögen zerflossen und traurige Familienschicksale geschaf-<sup>[139/140]</sup>fen worden. Ich sagte mir nach dem ersten Spielverlust von 21 Dollar: Aus und vorbei! und bin der Sucht nie wieder verfallen.

\*\*\*

Als Zugewanderte und Nichteingebürgerte hatten wir damals in Kalifornien und wohl auch in den anderen amerikanischen Staaten keine politischen Rechte, empfanden dies indes nicht als Nachteil; wir waren froh über unsere Zulassung zu Arbeit und Verdienst und über das Recht, uns in Gefahr und Not unsererer Haut zu wehren. Es war dort auch wieder manches anders bestellt als in Deutschland und dünkte uns mindestens seltsam. So durfte z. B. bei Wahlen jeder Bürger seine Stimme an so vielen Orten abgeben, wie er von Sonnenauf- bis -untergang erreichen konnte, wobei mancher an 20 - 25 Orten rechtsgültig abstimmte. Andere Rechte wiederum wurden uns nicht beschnitten, freilich wohl nur unter gewissen, durch die Not gebotenen Umständen. Goldgräber-Versammlungen konnten z. B. auf ein frisch entdecktes Verbrechen hin ein Lynch-Gericht berufen. Es geschah mir zweimal, in ein solches gewählt zu werden; hier sollte ein Amerikaner wegen Mords gerichtet werden, dort wegen Raubs ein Chinese. Bei solchen Verurteilungen wurden aber gesetzliche Vorschriften oder eingelebte Übung, die Gewohnheitsrecht geworden waren, eingehalten. Es wurde von der Goldgräberver-<sup>[140/141]</sup>sammlung ein Gericht mit 12 Mann, Obmann und Gerichtsschreiber gewählt, der Ankläger gehört, Zeugen vernommen, alles zu Papier gebracht und hernach das Urteil, das einstimmig sein mußte, bekannt gemacht und sogleich vollstreckt. Berufung gab es keine; auch konnte gegen rechtmäßige Lynchrichter kein höheres Gericht nach der Ausführung des Urteils einschreiten.

Recht  
und  
Gerichte

Ein junger Amerikaner hatte aus Übermut einen Chinesen auf offener Straße erschossen. Die Mutter des Mörders, eine sehr reiche Witwe, bot für den Freispruch 100000 Dollar; aber der Verbrecher mußte baumeln. Bei solchen Urteilen sprach eben in so unsicheren, gefährlichen Zeiten die Erregung und das Rachegefühl mit; man sah nur zwei Dinge: Verbrechen und Sühne, und so fiel das Urteil meist einstimmig aus; vor einem ordentlichen Geschworenen-Gericht wäre eine Beste-

Rechts-  
komö-  
dien



chung, wie sie die erwähnte Witwe versuchte, eher möglich, d. h. die geforderte Einstimmigkeit leicht verhindert worden. Sahen wir doch einmal bei der Hinrichtung zweier ebenfalls reicher amerikanischer Mörder den Sheriff auch im Bund mit den Verbrechern. Der Spruch lautete: Zwischen elf und zwölf Uhr müßten die Beiden durch den Strang gerichtet werden. Vor Tausenden von Zuschauern hielten die Verurteilten Ansprachen an das Volk, während ihnen der Strick schon um den Hals lag, aber so, daß er sich beim Sturz von der <sup>[141/142]</sup> Leiter nicht zuzog, dies mit dem Einverständnis des Sheriffs. Beide fielen zu Boden und der Eine zog die Uhr und rief: „Es sind sechs Minuten nach zwölf: wir sind frei!“ Jetzt drohten aber die erregten Zuschauer, den Sheriff selber aufzuhängen; die Mörder kamen wieder in die Schlinge und nunmehr zu Tod. Eine weitere Wahl zu Lynchgerichten vermied ich später, indem ich den Goldgräberversammlungen fernblieb; ein Bekannter pflegte sie Linsengerichte zu nennen, wohl im Scherz, oder er wußte es nicht besser. Es war aber üblich, daß, wer von den Goldgräbern gewählt worden, die Wahl als Ehrensache betrachten und annehmen mußte. Wem stand aber zu, über andere zu richten?

\*\*\*

Mit der Heimat war ich die langen Jahre meiner Abwesenheit in Verbindung geblieben, so rege, wie es die Post erlaubte. Obwohl aus dem kleinen Dorf mit seinem bescheidenen Treiben wenig von Belang zu berichten war, geschah dies doch durch meine geliebte Verlobte mit gutem Humor und viel Spaßigkeit; auch verstand sie dabei die Angst, die sie um mich wegen der vielen Gefahren ausstand, zu verbergen und ich mußte ihre Besorgnisse gelegentlich durch meine Geschwister erfahren. Als Verliebter erwartete ich jede Antwort mit Sehnsucht und jede brachte mir einen Festtag. <sup>[142/143]</sup>

Heimat-  
fragen

Wiederholt bat ich sie, nach Kalifornien zu kommen, um zu heiraten; sie hielt aber an Eltern, Geschwistern und der Heimat fest und erwartete geduldig mit jedem neuen Jahr neu meine Rückkehr, wie ich sie ihr versprochen hatte, aber lange nicht in der Lage war, wahr zu machen. Der Himmel hatte meine Unternehmungen nicht immer freundlich gesegnet und mir namentlich in Texas zwei wertvolle Jahre verdorben; was half da mein guter Wille? Die Arbeit in Kalifornien brachte zwar wiederholt guten Gewinn und ich konnte bei meinem anspruchlosen Dahinwesen manches zurücklegen. Doch wäre ich nach vier Jahren amerikanischer Rackerei noch kaum, wie die Schwaben sagen, als Dreischöpple-Rentner heimgekehrt; so bescheiden waren aber bei mir Ehrgeiz und Starrkopf nicht, abgesehen von meinem unruhigen Unternehmungsgeist, der mir in Kalifornien förderlich war, im engen Ländchen Baden aber eher hätte gefährlich werden können. Allen Einflüsterungen zum Trotz ließ meine Verlobte diese Gründe gelten und lehnte ruhig einige Freier aus dem Dorf und der Umgebung ab, wider den vielfachen fremden Zuspruch und erst recht wider den Spott der Schwestern, die ihr immer den amerikanischen Bräutigam vorrückten,

der nie mit dem Hochzeitsstrauß am Rock den Weg über das Große Wasser zurückfinden werde; die künftige Schwieger<sup>41</sup> dagegen stand, wie ich zu meiner <sup>[143/144]</sup> Freude wiederholt hörte, immer zu mir. Briefe meiner Brüder, die mir öfters in Sachen des Weilerhofs zu schreiben hatten, meldeten mir dergleichen als Gemüse; meine Braut aber stülpte über guten wie un guten Berichten Kernbolds Spruch um: Es menschele, sagte sie, eben nicht nur in Amerika, sondern auch in Riedern. Damit erlangte sie wie ich Ruhe vor solchen Treibereien von Geschwistern und Geschwiegern.

Natürlich hätte ich in Kalifornien ebensogut wie zuvor in Texas Gelegenheit gefunden, Ehemann zu werden, und was wäre einem jungen Mann geläufiger oder würde ihm eher verziehen, als einem Mädchen das Wort zu brechen, um einer anderen willen, die ihn zu lenken weiß oder ihm auf dem Teller zugetragen wird? Das Letztere blieb mir denn auch dort nicht erspart. Die Weibereinfuhr wuchs, der Markt belebte sich, und zwar namentlich mit deutscher Ware, und der Goldgräber wurde als guter Käufer gewertet. Einige deutsche Bekannte waren anfangs 1855 nach Neuyork gefahren, des Heiratens wegen und brachten von dort gleich eine Schar Verwandter mit, nur zu dem Zweck, wie einer von ihnen spaßte, in Kalifornien Männlein und Weiblein unter- und über- und hintereinander zu bringen. Dieser hatte die Schwester seiner Frau, eine hübsche 17jährige Charlotte Senning, mitgebracht und entweder mir oder meinem Teilhaber, wel-<sup>[144/145]</sup>chen sie nun eben mochte, zuge-dacht. Mein Teilhaber Ruckteschel fand sich auch bald bewogen, die junge Verliebte glücklich zu machen, nachdem ich als Schutz und Schild meine deutsche Braut vor mich hingestellt hatte. Er verkaufte, obschon ich ihm sehr davon abriet, seinen Anteil an unserem ergiebigen Platz und zog nach Janky Hill, wo die Siebzehnjährige bei Schwester und Schwager lebte, und gedachte sie bald heimzuführen. Er kam nach 6 Monaten an den verlassenen Platz zurück, um eine Erfahrung reicher, wenn nicht um zwei; denn er fand bei mir einen neuen Teilhaber und arbeitete nun bei uns um drei Dollar Taglohn, wo er zuvor das Doppelte eingenommen hatte, und kochte nun seine Mahlzeiten zum Teil wieder selber, während Charlotte als Dienstmädchen bei einer amerikanischen Familie eintrat. Schon nach wenigen Monaten hausierte man wieder bei mir: „Hübsche Frau gefällig?“ Da aber die mir Bestimmte immer noch ihres Ritters gewärtig im Schwarzwald saß, wurde Charlotte ziemlich offen weiter feilgeboten, bis endlich ein baumlanger Amerikaner, ein vormaliger Schweizer, Täschler mit Namen, der sich aber jetzt Tashler schrieb, die Glücksucherin heimführte und mit ihr nach dem Osten reiste, womit also doch so etwas wie ein Täschel an ihr hängen blieb; Ruckteschel dagegen heiratete erst 1868 in Neuyork, und zwar ein lustiges Frankenmädel aus dem badischen Unterland. <sup>[145/146]</sup>

Im Sommer 1858 ließ ein Mann aus Wangen im Allgäu seine Schwester Karoline in Kalifornien einführen, ebenfalls mit der freundli-

Neue  
Fuchs-  
eisen

Heirats-  
markt

<sup>41</sup> Schwieger, f, Schwiegermutter [DWB – Grimm]

chen Absicht, mich der so lästigen weiblichen Hantierungen, wie Bettmachen und Kochen zu entheben; damit wäre mein Karolinenquartett fertig gewesen, aber es gab da wieder keinen Einklang, und die Allgäuerin wurde schließlich eheliche Teilhaberin eines älteren Mannes, der in Chinese Camp ein Weingut umtrieb. Damit sei es genug der häufigeren Versuche und Versuchungen, mich meinem Versprechen untreu zu machen, und wer weiß, in welches Glück oder welches Unheil ich in Amerika hineingestolpert wäre, hätte ich mich in der Heimat lockerer gebunden.

Nun war ich aber bald ein Jahrzehnt im Land, und es war zu verstehen, daß allmählich mir das einspännige Fuhrwerken mit seiner dem Mann kaum geläufigen oder wenig anstehenden Arbeit entleidete. Zwar lebte man wohlfeiler als im Kosthaus und konnte dabei manches zur Seite bringen, was sonst mit Rauchen, Trinken oder Schlimmerem zum Teufel gegangen wäre; aber zuweilen belangte einen nach Geselligkeit, die den Alltagskram vergessen und den Menschen zu seinem Recht kommen ließ, was mir in Amerika mit jedem Arbeitsfronjahr weniger möglich dünkte. Dies hatte Ruckteschel und mich bewogen, bei der Französin in Kost zu gehen, als es der Beutel eher erlaubte, und <sup>[146/147]</sup> dort einige Stunden des Abends mit Unterhaltung zu vertun; andere Kosthäuser lagen uns zu entfernt oder hätten mehr Gelegenheit zum Trinken und unangebrachten Geldausgeben geboten, und das vermied ich, obwohl Knauserie sonst nicht meine Art war. Mit dem Wegzug der Französin in ihre Heimat sahen wir uns wieder in unsere kahlen Hütten verwiesen, und so freute mich um so mehr die Nachricht meiner Verlobten, daß sie willens sei, nach Kalifornien zu kommen und dort mein Weib zu werden. Sie meldete, meine Liegenschaften im Dorf, d. h. mein Anteil am Weilerhof, sei verkauft, und da mich nun nichts mehr dorthin zurückrufe, dünke ichs gefährlich, den Bräutigam so weit weg zu wissen und am Ende doch noch als kalifornischen Ehemann zu verlieren. Ich war glücklich, wie lange nicht, über Mareis Bescheid und traf alle Vorbereitungen, die liebe Braut in San Franzisko abzuholen und in meine damalige Heimat Dutch Bar oder nach Chinese Camp zu führen.

Aber in welches Glück muß nicht der Teufel seine Pfoten klatschen! Nach kaum zwei weiteren Wochen schrieb mir Marei, sie habe ihre Vorbereitungen aufgegeben und die Reise unterbleibe; Gründe schrieb sie mir keine, nur den Wunsch, mich in der Heimat zu sehen und dort mit ihr Hochzeit zu halten. Wer sie zu dieser Sinnesänderung überredet haben mochte, war mir unbekannt und konnte mir auch gleichgültig sein; dagegen machte ich meinem <sup>[147/148]</sup> Unmut in Flüchen und Verwünschungen Luft, wie es wohl selten geschah, trotz meinem jähren und heftigen Wesen. Bruder Donat war da mein Retter; er beruhigte den puffenden Feuerteufel, beriet ganz gelassen die Sache mit mir, und das Ende war, daß ich mich entschloß, bei nächster Gelegenheit in die Heimat zu reisen, die Widerspenstige ins Joch zu zwingen und als mein Weib nach Kalifornien zu führen. „Ja, bring sie am Nasenring“, sagte

Hoffnung  
und  
Enttäu-  
schung

Bruder Donat, auf den Stockzähnen lachend und ich nickte dazu und der Wetterhimmel war wieder hell.

Schon den nächsten Tag gingen Donat und ich nach Chinese Camp und ließen beim Gericht die Vollmachten fertigen, worin ich ihm die Leitung meiner Geschäfte in Kalifornien und er mir die Erhebung seines Vermögens in Deutschland übertrug. Was ich noch an Nötigstem ordnen konnte, geschah in aller Eile; dann traf ich Vorkehrungen zur Abreise; den vielen umwohnenden Bekannten wurde Lebewohl gesagt, dann im engeren Kreis eine zweitägige Abschiedsfeier gehalten. Wir waren sehr fröhlich zusammen, obwohl es einer gewichtigen Entscheidung in meinem Leben galt.

Abreise  
nach San  
Fran-  
zisko

In der ersten Frühe des 17. August nahm ich Abschied von meinem Bruder. Mir war weh zu Mut dabei, wie wenn es ein Abschied fürs Leben gewesen wäre, und beiden stand uns das Wasser in den Augen. Donat vertröstete mich noch auf ein <sup>[148/149]</sup> Wiedersehen schon zu Weihnachten, dann bestieg ich unter den Glückwünschen der Freunde den Postwagen Stockton zu, der um fünf Uhr von Sonora kam. In Stockton traf ich nachmittags ein, und reiste bereits um fünf abends mit einem kleinen Dampfer nach San Franzisko weiter, wo ich morgens zwei Uhr ankam, und bei dem mir von früher bekannten Wirt Bootz im Gasthof Philadelphia Unterkunft fand. Dort waren einige Geschäfte zu besuchen, wegen Geschenken für die Heimat, ferner mehrere Bekannte, was mit frohen Trinkereien ablief; in die Heimat zu reisen bot einen freudigen Anlaß dazu, und Abschiedsworte und Glückwünsche begießt man gern. Am 19. August fuhr ich mit dem Dampfer nach Panama ab.

Nach  
Panama

Auf dem Schiff waren viele Deutsche, und ich machte mit einigen von ihnen, die auch in die alte Heimat reisten, Bekanntschaft. Darunter waren zwei Bäcker, die in Kalifornien in ihren Geschäften wohlhabend geworden waren, wie denn dort die meisten Bäcker Deutsche waren. Der eine von ihnen hatte nebenher in Stockton eine Farm gehabt; er war ein Vierziger und verheiratet gewesen, doch hatte sich seine Frau von ihm scheiden lassen, da sie keine Kinder bekam. Das Gericht hatte ihr, wie es denn drüben fast immer zugunsten der Frauen geschieht, Entschädigung, und zwar fünftausend Dollar, die Hälfte seines Vermögens zugesprochen; ja, es wäre ihm, sagte er, noch höher zu stehen ge-<sup>[149/150]</sup>kommen, wenn er sein Vermögen richtig angegeben hätte. Aus Zorn über den mörderischen Richterspruch, wie ers hieß, fuhr er nach dem einst gelästerten Deutschland zurück, um eine ehrliche Landsmännin zu heiraten, sagte er, statt einer berufsmäßigen Scheidungsgans. Er nahm wirklich, wie ich später erfuhr, eine brave Darmstädterin zur Frau, kehrte bald nach Kalifornien zurück und bekam auch noch mehrere Kinder. Diese Frage war überhaupt sein Steckepferd auf der ganzen Fahrt; täglich hörten wir sein Lamento über kalifornische Richter und seine Beteuerung, an der Kinderlosigkeit seiner Ehe nicht schuldig gewesen zu sein; hatte er sich daran Genüge getan, so faßte ihn der Galgenhumor und seine Losung hieß dann:

Reisebe-  
gleitung

„Kommt her; wollen eins machen.“ Er zog seine immer mitgeführten Karten, wobei er jedesmal, teils mit Absicht, teils von uns übers Ohr gehauen, verlor und das ganze Trinken, das er bestellt hatte, mit mindestens einem halben Dollar bezahlen mußte. War ihm gerade nicht ums Spielen, so rief er: „Kommt her; wollen eins setzen!“ und dann mußten unser vier oder fünf mit ihm zusammensitzen und trinken, was das Zeug hielt, und nie ließ er einen anderen zahlen, sondern erklärte die Bewirtung bald als Buße für die Dummheit, seine verflorsene Frau geheiratet zu haben, bald als Dankopfer, daß er ihrer ledig war. Dann trumpfte er wohl auch mit der List, mit der er den Richter über den Stand <sup>[150/151]</sup> seines Vermögens geprellt habe, wodurch seine Geschiedene um einige 15000 Dollar zu kurz gekommen sei.

Statt einer achtzehntägigen Fahrt wie auf der Hinreise, kamen wir diesmal nach einer sehr ruhigen 12 tägigen am 1. September in Panama an. Wir wurden samt unserem Gepäck sogleich auf die bereitstehenden Eisenbahnwagen verladen, und eine nur zweistündige Fahrt brachte uns nach Aspinwall, und wir bestiegen nach knapp 4 Stunden Aufenthalt das nach Neuyork bestimmte Dampfschiff.

Treiben  
an Bord

Wir hatten Aspinwall kaum verlassen, als die Fahrt sehr stürmisch wurde und unser guter Spaßmacher Hörchner verschwand, so sehr er zuvor geprahlt hatte, nicht seekrank zu werden. Zu unserem Erstaunen erschien er am vierten Tag mittags wieder, während sonst Seekranke oft für die ganze Dauer einer Fahrt zu verschwinden pflegen; übrigens war er von uns nicht der einzige, den es packte. Auf meine Frage nach seinem Heilmittel meinte er boshaft, seine Eehälfte sei ihm im Traum erschienen und vor einem solchen Gespenst sei seine Seekrankheit ausgerissen.

Solange unser Spaßwaller und andere von der Gesellschaft krank lagen, vertrieben mir die Zeit einige Bücher, die ich mir vorsehentlich in San Franzisko z. T. noch bei einem deutschen Buchhändler gekauft oder schon besessen hatte, ohne die rechte Muße dafür zu finden. Es war manches <sup>[151/152]</sup> krause Zeug darunter, in das ich nur schwer hineinkam; mit einem größeren, betitelt Siebenkäs, glückte mirs überhaupt nicht, obzwar ich einige schöne Stellen darin fand und wiederholt las, um darüber vielleicht das Ganze liebzugewinnen. Hingegen kam ich von zwei Schweizer Bauerngeschichten nicht weg; die schienen von einem Pfarrer geschrieben, so sehr predigten sie auf jeder Seite zum Guten; es war die Geschichte von dem Knecht Uli, der dann noch Pächter wird, obwohl er als Dienstbote auf Abwegen gewesen war und nur durch seinen wohlmeinenden Bauern ins richtige Gleis kam. Es war viel Schweizerdeutsch in dem Buch; aber weil sie in meiner Heimat sehr ähnlich sprechen, verstand ichs ohne Mühe. Norddeutsche, die darin herumschmökerten, legten es gleich wieder weg und hießen es albernes Zeugs, das obendrein in einer unverständlichen Sprache geschrieben sei. Großes Lob hatten sie aber für die Geschichten des Peter Hebel. Ich kannte sie schon aus den Kindertagen; das Buch lag bei uns auf dem

Bücher

Wandbort neben der Bibel und meine gute Mutter kannte die Geschichten von hinten und vornen und von den Gedichten viele auswendig. Meine Preußen pickten sich meistens bloß die schnurrigen<sup>42</sup> heraus, lachen sich aber den Bauch krank davon; einer versuchte mir das Buch abzuhandeln: doch gefiel es mir zu gut, trotz den Bildern darin, die ich wenig geglückt fand. [152/153]

Am vierten Tag, wie gesagt, erschien Hörchner wieder, und es gingen die weiteren unterhaltsam auf Deck bei Spielen und Trinken herum. Am 8. September kamen wir in Neuyork an. Wir blieben dort drei Tage, da zeitiger kein Schiff ging, und wohnten im Gasthof Hudson-Haus. Einige aus früheren Jahren bekannte Kalifornier wurden besucht und in ihrer Begleitung die sehenswerteren Gebäude, Anstalten und Einrichtungen betrachtet. Wir gingen auf die Insel Manhattan hinüber und den nächsten Tag über den East River nach Brooklyn; dann beurlaubten wir unsere freundlichen Führer, die auch wieder ihren Geschäften nachgehen mußten, und hielten uns in der Erwartung der Abfahrt in der Nähe des Hafens. Dort wurden uns mehr als sonstwo die Schuhputzerjungen lästig, die uns überall mit ihrem Ruf „Black boots, black boots“ auf den Fersen blieben, ihre Bürsten bereithielten, ja sich vor uns hinwarfen, um uns die Stiefel zu wischen. Hörchner, der meist leicht beduselt war, ging immer hinten, und wir wiesen die Burschen an ihn, die dann meist sich selbender an sein Schuhwerk machten, bis er jeden mit einem Nickel von sich ablöste. Schließlich zog er die Schuhe aus und ging in Strümpfen, worauf sie ihm jene in der Hand, diese am Fuß zu schwärzen angingen. Schließlich aber rief er, da er sich der Jungen nicht erwehren konnte, einen Polizisten zu Hilfe, worauf der Spuk schnell zerstob. [153/154]

Jn  
Neuyork

Am 12. September konnten wir das Schiff besteigen; es war der deutsche Dampfer Bavaria mit Bestimmung Hamburg, und unser waren in zweiter Klasse zweiundvierzig, darunter die ganze Kalifornier-Gesellschaft. Da unsere Klasse gering besetzt war, namentlich gemessen an der Besetzung unseres Texasseglers, hatten wir eine gemütliche angenehme Reise; die Küche war sehr gut; wir fanden neben guten Weinen verschiedene Sorten Bier und sprachen ihnen ordentlich zu, vorweg dem Münchner. Ich war immer früh schon auf und las in meinen Büchern, die ich in Neuyork noch um einige vermehrt hatte; erschienen dann die Siebenschläfer, so vertrieb man sich die Zeit mit Kartenspielen, Trinken und Singen, und die Raucher ließen ihre Pfeifen nicht kalt werden. Wir konnten fast immer auf Deck sein; denn zwei stürmische Tage abgerechnet, hatten wir sehr schönes Wetter.

Nach  
Europa

Auf der langen Fahrt wurde ich, so jung einer mit dreißig Jahren ist, und obgleich ich sonst heiteren Gemüts bin, immer wieder von

<sup>42</sup> schnurrig, adj. und adv., ... **2)** voll schnurren (vgl. DWB schnurre, f. 9), wie schnurren geartet, lustig, possierlich, lächerlich, seltsam, drollig: ein schnurriger mensch;  
Schnurre, f., ... **9)** ... für Scherz, Possen, namentlich erzählte, ... [DWB – Grimm]



ernsten Gedanken gedrückt. Ich sann über meine künftige Lage in dem kleinen Heimatdorf nach, da mir nun doch die große Welt aufgegangen war und fand die Rückkehr nach Kalifornien für mehr geboten als nur klug, nicht zuletzt wegen meines zurückgelassenen Bruders: sein Alleinsein an der Goldstelle machte mir Sorge. Aus solchen Gedanken, die schließlich zwecklos waren, da sie an den Din-<sup>[154/155]</sup>gen nichts änderten, rüttelte mich gewöhnlich Hörchner, unser Hanswurst, wieder auf, und der Tag ging dann über Bechern und Karten dahin, bis uns die Völle oder der Überdruß aufs Bett streckte.

Am 26. September, also nach vierzehntägiger Fahrt, gelangten wir endlich in den englischen Kanal. Wir fuhren nahe der Insel Wight vorbei und sahen Hunderte von Schiffen aus- und einlaufen, konnten uns auch ein Bild machen vom Handel, den diese Fahrzeuge zwischen den näheren Ländern und wohl auch über See vermittelten. Aber auch das Unglück sollte unserer Fahrt nicht fehlen: am 27. September fuhr unser Dampfer bei Sternenhelle ein englisches Kohlenschiff an, das schnell unterging; auch aller bösen Dinge sind also drei. Die ganze Besatzung konnten wir aber heil übernehmen. Am 29. September liefen wir in Hamburg ein.

Auf sein Hamburg hatte uns Hörchner während der Überfahrt täglich den Wundervitz geschärft; auch mußten wir beide, nämlich der andere Bäcker und ich, dort seine Gäste sein. In einem ihm altvertrauten Gasthof brachte er uns unter. Er hatte sieben Jahre als Bäcker in der Stadt gearbeitet, kannte sie in ihren guten und ihren schlimmen Plätzen und führte uns die denn auch zu Gemüt, wie wirs nur wünschen mochten. Am zweiten Abend nahm er uns in ein besonders vor-<sup>[155/156]</sup>nehmes Haus, wo, wie er uns wichtig bedeutete, nur ganz vertraute Bekannte des Wirts mit ihren Freunden Zutritt haben sollten. Der Wirt konnte ihn aber zunächst nicht erkennen, namentlich, so lange Hörchner englisch redete; war sogar ein wenig beleidigt, als der Gast ihn duzte; erst als er endlich mit seiner hessischen Mundart aufwartete, erkannte ihn der Wirt an der Stimme und hieß uns aufs schönste willkommen. Darauf bediente uns auch der Kellner sehr zuvorkommend, als wären wir weiß Gott was für vornehme Helden, während ich mich in dem feinen Treiben eher ungemütlich und beklemmt fühlte; man ist nicht umsonst ein harter Goldgräber gewesen, acht Jahre lang, und ich fühlte mich denn auch erleichtert, als man uns in ein abgesondertes kleineres Zimmer wies, wo wir allein waren. Hörchner zählte alle feineren Weine her, die ich auch nicht vom Hörensagen kannte; nur unsere Markgräfler waren nicht darunter und der Glottertäler, der die Beine lahmt. Es wurden uns drei Flaschen vorgesetzt und dann ein Nachtmahl, wie ich es im Leben nie gesehen hatte, geschweige gegessen; am willkommensten war mir das gute Schwarzbrot; seit meinem Wegzug vom Schwarzwald hatte ich es nicht mehr bekommen: nicht in Frankreich, nicht auf dem Schiff und nicht in Amerika; das Weizenbrot dort hatte mir immer wie ausgelaugtes Stroh geschmeckt, und ich bin davon nicht fett geworden. <sup>[156/157]</sup> Auf das gute Essen mundeten uns die

Schiffs-  
unfall  
Nr. 3

Jn  
Hamburg

feinen Weine und wir zechten davon, teilweise in Gesellschaft des Wirtes, weiter bis Mitternacht. Dann gingen wir im Hause selbst zu Bett, zur Freude Hörchners, der fortwährend lachte und uns immer wieder versicherte, wie gut wir beleuchtet wären. Andern Tags in aller Frühe besuchte ich ohne die beiden Teigmeister, die weit in den Tag hinein zu schlafen pflegten, den Hafen und bestaunte dort und in der Stadt umher den lebhaften Verkehr, den ich hier nicht zu finden geglaubt hatte, ging dann eine Stunde lang an der Alster hin zur weiten Außenalster, darauf über die Vorstadt St. Pauli zur Elbe und planlos ihren vielen Wasserarmen nach, bis mir der Kopf wirbelte. Ich beschloß also, die beiden Reisekameraden zum Mittagessen abzuholen, mußte sie aber erst wecken.

Den Nachmittag verbrachten wir in Altona, wo Hörchner einige Bekannte auftrat und wieder den Freigebigen spielte, der sich, wie er sagte, in seinem Hamburg nicht lumpen lassen wollte. An den Hamburgern fanden wir recht gemütliche Leute und hatten gewinnreiche Stunden mit diesen tüchtigen Menschen, die mir so verschieden von uns Oberdeutschen erschienen, aber am Meer für Deutschland recht am Platz.

Gegen Abend gings in den zuerst belegten Gasthof. Man war dort um uns in einiger Sorge gewesen; sie hatten uns vielleicht schon für Schwind-<sup>[157/158]</sup>ler genommen. Den folgenden Morgen trennten wir uns, da jeder ein anderes Reiseziel hatte. Hörchner und ich wünschten uns ein Wiedersehen in Amerika; der Bäck Nr. 2 aber versicherte, in Deutschland bleiben zu wollen; da hieß es: Viel Glück in der Heimat.

Ich fuhr von Hamburg über die Lüneburger Heide nach Hannover, darauf über Hildesheim nach Kassel, von da nach Gießen, wo ich zweien Familien Geschenke von amerikanischen Verwandten abzugeben hatte und viel Freude und Glück zu den Leuten brachte. Mein nächstes Ziel war Heidelberg.

Jn  
Heidel-  
berg

Nach Heidelberg trieb mich eine Sorge, die schon seit der Abfahrt aus San Franzisko mit mir ging: am rechten Auge war mir eine leichte Trübung aufgekommen, die dann eine Zeitlang halt machte, so daß ich auf Besserung hoffte; in der Nähe Englands wurde die Sache schlimmer und der Schiffsarzt riet mir, zu einem Heidelberger Arzt zu gehen, den man den Augen-Becker hieß. Ohne diese Sorge wäre ich geradewegs von Gießen in den Schwarzwald gereist; jetzt aber hieß, den Professor aufsuchen; ich hatte in dem Auge kaum noch einen Schimmer Licht, und der Augen-Becker sagte mir geradeheraus: „Schade! wären Sie acht Tage früher gekommen, so ließ sich noch hoffen; jetzt ist die Trübung verhärtet.“ Sie müsse von einer Erkältung herkommen und zwar <sup>[158/159]</sup> von den Füßen aus, sagte er. Da entsann ich mich, einige Wochen vor der Abreise stundenlang im Wasser gearbeitet und die Stiefel hernach nicht sogleich gewechselt zu haben. Das andere Auge fand der Arzt gesund, warnte mich aber vor nassen und kalten Füßen und besonders vor Verkühlung beim Schwitzen, wogegen er mir für Sommer und Winter flanelle Unterwäsche verordnete. Man folgt gern

Der  
Heimat  
zu

einem verständigen Rat, und so besorgte ich mir noch in Heidelberg die befohlene Wäsche. Jetzt gings den kürzesten Weg heimzu über Offenburg und Freiburg auf Basel, dann dem Rhein entlang bis Waldshut. Wie mir zu Mut war, als ich nach neun Jahren Fernseins und neunundvierzig-tägiger Fahrt plötzlich Braut und Geschwistern so nahe war — ich hätte vor Weh und Freude losweinen mögen. Ich bestellte, da es schon zunachtete, ein Fuhrwerk und nahm den Weg über Tiengen auf das Berghaus, wo der Wirt, als wir die Rosse fütterten und einen Bissen nahmen, wohl den Fuhrmann, aber nicht den Fahrgast wieder erkannte und nicht gelten ließ, daß der auf dem geraden Weg von Amerika aufs Berghaus käme. Wahrscheinlich irrte den Alten mein mächtiger schwarzer Vollbart; er hätte sonst, als ich mich zu erkennen gab, wohl nicht gesagt: „Selbiger kommt nimmer und die brave Bürgermeister-Marei ist nicht übel betrogen.“ Da lachte ich und lud ihn auf unsere Hochzeit. [159/160]

Dann fuhren wir in die Nacht hinein, Ühlingen zu, und gemächlich bergauf in mein Dorf, auf derselben holprigen Straße, auf der ich vor neun Jahren meine Amerikafahrt angetreten hatte. Meine Heimkehr war niemandem gemeldet, und so kam der Weltfahrer und Landstreicher unverhofft und unerkannt in seine Heimat; es war in der Nacht des vierten Oktober achtzehnhundertsechzig. [160/161]

## Zehntes Kapitel

### ***Geschenke, Geschäfte und eine Hochzeit / Eine Unglücksbotschaft / Zweite Amerikafahrt und Rückkehr***

Wie überrascht Geschwister und Geschwieger und wie glücklich meine Braut über die Heimkehr ihres Amerikaners waren, kann ich nicht beschreiben; auch nicht das Gewunder und Gerede und Geschau im Dorf. Aber ich berichtigte damit einige falsche Meinungen und Fraubasereien<sup>43</sup>, und Marias Schwestern bekamen rote Köpfe, als ich ihnen sagte, sie hätten mit ihren Reden nicht von mir, sondern von andern den Kuppelpelz verdient. Indes war ich nicht gekommen, darob den Unfrieden ins Haus zu tragen, und rückte auf diese Zuchtrute hin, um alles wieder ins Gleis zu bringen, die Geschenke an den Tag, nach dem Muster des Kaufmanns, der von der Leipziger Messe den Kindern die Gaben austeilt.

Mutter Martina, die immer am treuesten zu mir gehalten hatte, bekam eine goldene Uhr an einer fadendünnen Kette. „Nei, was hesch au denkt!“ sagte sie. „Und Gold au no! Fryli, wölfeler<sup>44</sup> tuesches du nit;

<sup>43</sup> Fraubaserei: Klatscherei, Geschwätz; Bildung; aus schweizerdeutsch 'Fraubase': Klatschweib. [Goethe-Wörterbuch]

<sup>44</sup> wolfe<sup>n</sup>, wölfe(n): a) (meist mit adv. Ergänzung) gierig oder viel essen, von Mensch und Tier. [Schweizer Idiotikon] Hier mutmaßlich im Sinne von „raffierig“, „geizen“ zu verstehen.

bisch allewyl e weng en Großmogul gsy." Mit der Tabakspfeife schoß ich beim Vater Leode-<sup>[161/162]</sup>gar daneben, hatte freilich von seiner Kränklichkeit nie was gehört. „E Pfyfli, wo scho der Blosbalg kan Tubak meh verlydet!“ sagte er; doch wollte er sie für seine Buben in Ehren halten. Diese beiden, Rudolf und Stephan, sträubten sich zwar gegen Geschenke und fragten: „Wofür denn au?“, hatten dann aber doch große Freude an den flachen Taschenuhren mit den silbernen Zifferblättern; sie sahen alle zwei Minuten nach der Zeit und hielten sie neben die kartoffeldicke Spindeluhr Stephans, die man alle Viertelstunden auf den Tisch hauen mußte, damit sie ihre Pflicht tat. Kathrie und Petronella, die Schwestern, fand ich mit goldenen Broschen ab; sie freuten sich sichtlich und gaben mir mit roten Köpfen die Hand: „Dankeigisch!“ Maria endlich, meinem Schatz, brachte ich an einer langen Haarkette mit schönen Goldschließen und -schiebern die gleiche Uhr wie der Mutter, dazu eine besondere Brosche aus gediegenem Gold. Das Stück, etwa einen Zoll lang, war noch wie ich es in Dutch Bar aus der Erde gegraben und zeigte ein schön gebildetes Weinblatt und eine Traube daran; jeder sagte, das habe der Goldschmied gemacht; doch hatte der nur die Nadel angelötet und um das Stück herum eine geflochtene Goldschnur: das Stück war in jenem Wildledersäcklein gewesen, das bei dem Überfall auf unsere Französin beinahe aus ihrem Kaffeekoffer gestohlen worden wäre. Mutter Martina bekreuzigte sich bei meiner Erzählung: „Hä<sup>[162/163]</sup> Jesis, Marei und Josef, was hesch au du mitg'macht, Dory!“ sagte sie.

Aber alle waren zufrieden, daß ich nur wieder da war.

\*\*\*

Tags darauf ging ich auf die Gräber meiner lieben Eltern, die nun beide schon lange tot waren, und fand sie in schöner Zier von Astern und Immergrün; Bruder Josef und seine Frau, aber auch Mutter Martina hielten sehr darauf, daß sie nicht im Unkraut verkamen. Dann nahm ich den Weg hinterm Dorf herum, Berau zu, und suchte die Burg Mandach auf, die wir als wilde Buben fast bis zum Boden heruntergerissen hatten, ging ins Metmatal hinab zu der alten guten Lochmühle, endlich nach Berau hinauf zum Rößlewirt, wo ich ein paar nähere und fernere Gesippen beim Kartenspiel traf und gleich als wildfremder Amerikaner begrüßen konnte, und es gab eine lange Sitzung damals. Auf dem Weilerhof vermißten sie mich in selbiger Nacht; ich war aber in guter Obhut beim Lochmüller, der mich auf dem Heimweg eingeholt hatte.

Streife in  
der  
Heimat

Das Nächste war nun, daß ich meine Hochzeit betrieb. Aber mein Eifer und Drängen fand alle Türen zu. Allerhand Behörden verlangten Eide und Schwüre von mir, daß ich drüben nicht verheiratet sei und etwa nicht Frau und Kinder dort <sup>[163/164]</sup> habe sitzen lassen. All mein Ja-Ja und Nein-Nein des Heilands fruchtete nichts, als daß ich ihnen schließlich grob was hustete und davonging. Da gab man mir schriftlich, daß nach halbjährigem Aufenthalt im Land meine Ehe gültig geschlossen werden könnte. Das sah sich anders an, als was ich in Ameri-

Ehefra-  
gen

ka mitangesehen hatte. Dort war die Ehe ein Geschäft wie jedes andere, das im Beisein von Zeugen jeder Schnuderbub\*<sup>45</sup> von heut auf morgen abschließen, das aber wenn nötig, auch schnell wieder geschieden werden konnte, freilich jetzt nur unter Beistand von geriebenen Anwälten und ähnlichem Gelichter<sup>46</sup>, die dabei ihren Rebbach<sup>47</sup> machten. Ich konnte also die Braut über den großen Teich nehmen und drüben sogleich heiraten, wie es Mitreisende damals in Texas auch gemacht hatten; aber meiner Braut und ihren braven Eltern zulieb fügte ich mich den Vorschriften und blieb im Dorf, sah mich aber nach einer Tätigkeit um, die mir das Jahr verkürzen und meine Unternehmungslust befriedigen mochte; nach der Heirat war dann immer noch Zeit, mit meiner Frau auszuwandern; bis dahin waren meine Dinge beim Bruder Donat in guten Händen.

Auf dem Dorf erkannten unterweilen meine älteren Brüder, daß mit meinem in Kalifornien erworbenen Vermögen was anzufangen wäre. Wir beredeten allerhand, bald mit Nicken, bald <sup>[164/165]</sup> mit Kopfschütteln; Josef, der ältere, fiel aber schnell ab und versteifte sich auf seinen Hof: er sei Bauer und wolle nichts weiter. Jakob hingegen hatte unruhiges Handelsblut, das nach Mehrung des Groschens schielte, je leichter, desto besser, und es war zuletzt nach aller Sinn, daß Jakob seinen Hofteil dem Älteren verpachtete, sich mir anschloß und mit seinem und meinem Geld wirtschaftete; mein elterliches Erbteil ließ ich aber unberührt.

Brüder

Wir kauften nun aus wackligen Hofgütern einige Wälder, die wir zu schlagen und das Holz im Land draußen zu verkaufen gedachten, oder auch ins Ausland, da namentlich Frankreich damals auf Langholz aus war. Der Winter stand dem Abholzen entgegen; wir suchten nun, und es glückte uns auch, die Wälder an den Mann zu bringen, meist leider nicht wieder an ehrliche Bauern, sondern an den Staat. Im Ganzen war das Glück mit uns und der Gewinn nährte seinen Mann. Wo einmal ein Handel nicht zustande kommen wollte, lag es an unbilligen Forderungen meines Bruders, der nicht wohlfeil genug einhandeln konnte und über-  
teuer glaubte verkaufen zu müssen, sodaß ich ihm zuweilen vorhielt, Handel sei ein unehrlich Ding; er halte neben dem Betrug feil. Ich brachte dann gewöhnlich die Sache ins Gleis.

Mein Bruder war, wie der älteste, ein großer blonder Mann, blauäugig und mit langem Bart <sup>[165/166]</sup> und überragte mich um Kopfeslänge. Man hieß ihn gemeinhin den Roten, mich den Schwarzen, nannte beide aber auch, wie ich hörte, die ungleichen Brüder: so indes nicht wegen Haar und Leibesmaß, nein, wie halt das Volk so seine Spitznamen austellt und ins Schwarze trifft; doch geschäftete man gern mit uns; es gab immer bares Geld.

---

<sup>45</sup> \* Rotzbube.

<sup>46</sup> Gelichter, n. Sippe, Schlag, Art, eigentlich Geschwister. [DWB - Grimm]

<sup>47</sup> Reibach, m. (auch Rebbach, Rewwig, Rewwich): Gewinn, Verdienst, Zins (19. Jh.), aus dem Rotw. nach jidd. re(i)bach, hebr. reḡwah: Verdienst, Gewinn. [DWDS]

\*\*\*

Obdem wurde es Frühjahr und es kam unsere Hochzeit. Sie fand am 18. April statt, einem Donnerstag, sonnig, wie eigens dazu bestellt, und über 200 Gäste nahmen daran teil aus Dorf und Umgebung und füllten das Gasthaus in allen seinen Räumen; selbst die Scheune und Plätze im Freien waren besetzt. Unter den Gästen waren zwei Mitkalifornier, der eine aus Neustadt, der andere aus Mauchen, und die drei Pioniere des Wilden Westens gaben den Dörflern ihre Erinnerungen und Abenteuer preis, und wenn da ein wenig Latein geredet und aufgeschnitten wurde, so hörten es die Umsassen gern bis tief in die Nacht hinein, wo jeder heim ging, wie ers in seinem Zustand eben noch fertig brachte; manche hörten noch den ersten Hahnenschrei. Auf den Sonntag lud ich nochmals alle zur Nachhochzeit, bei freier Zeche: der Kalifornier vermochte es, und der Kreuzwirt schmunzelte. <sup>[166/167]</sup>

Hochzeit

Am Montag reisten wir weg über Konstanz nach Überlingen in den Linzgau, wo ich bei Pfullendorf mit meinem Bruder sechzig Morgen Hochwald zum Schlagen erworben hatte. Wir nahmen zunächst mit zwei Fuhrwerken, zehn Pferden und vier Knechten die Arbeit auf und brachten das Holz an den See, es von dort nach Frankreich zu liefern. Ich erwarb dort herum im Lauf der Jahre verschiedene Höfe, meist verlotterte Güter, die ich nach gehöriger Aufrichtung mit Gewinn wieder verkaufte; den letzten im württembergischen Allgäu, von wo ich einst in Kalifornien eine Frau hätte bekommen sollen. Die meine hatte mir unterweilen drei gesunde Kinder<sup>48</sup> geschenkt, eine Tochter und zwei Buben, und jedes hatte infolge meines Umherstreunens einen andern Hof als Geburtsort. Es ist zu verstehen, daß die geplagte Frau nun bloß mit Sorge an die wiederauftauchende Auswanderung dachte; sie konnte sich von Kalifornien kein Bild machen, oder nur eins voller Gefahren, wovor sie vor allem die Kinder bewahren wollte: sie wäre ja keine Mutter gewesen. So trat die große Reise zurück und an ihre Stelle eine kleine.

Geschäfte

Wir fuhren im Oktober 1865 selbst fünf aus dem Allgäu nach Lindau, von dort über den Bodensee und Schaffhausen nach Tiengen, um die Heimat wieder einmal zu sehen. Wir trafen abends 9 Uhr in Riedern ein und fanden eine frohe Begrüßung <sup>[167/168]</sup> durch die Verwandten, die meine Frau und mich vier Jahre nimmer und die drei Kinder noch nie gesehen hatten. Aber auf der Schwelle des Hauses meiner Frau traf mich eine Nachricht, die mir das Leben leid machte. Die Schwägerin Kathrie gab mir zwei Briefe von kalifornischen Bekannten und mir ahnte

Trauer-  
nachricht

---

<sup>48</sup> Tochter Lydia Kromer, geb. am 29.08.1861 in Straß, Pfarrei Denkingen, verehelichte Holler. Friedrich Viktor, geb. am 05. Juni 1863 in der Gemeinde Straß, Pfarrei Denkingen; Carl Alfred, geb. am 25. Mai 1865 in „Dametsweiler“ (mutmaßlich Dabetsweiler) im Königreich Württemberg, Donaukreis, Oberamt Wangen; Heinrich Ernst, geb. 26.09.1866, Riedern am Wald, Großherzogtum Baden. Bei dem letzten Kind sollte es sich um Robert Kromer handeln. (THE SAN FRANCISCO CALL vom Fr., 10.02.1905)



nichts Gutes; hatte doch meine Frau seit Wochen dunkle Ahnungen geäußert und eben noch den Weg ins Dorf herauf besonders schwer, sodaß ich sie schließlich schweigen mußte. Und nun sollte sie recht behalten. Beide Briefe meldeten den Tod meines Bruders Donat, der an seinem alten Platz, wo er Gold gegraben, von einem Chinesen erschlagen worden sei. Die Unglücksbotschaft galt zugleich der Regelung der kalifornischen Hinterlassenschaft, die gerichtlich auf meinen Namen lautete, und so mußten wir in die gestörte Nacht hinein hin und her beraten, während meine Frau hilflos hinausweinte, als hätte sie ein Eigenes verloren. Jetzt war die kalifornische Reise nicht abzuwenden. Ich ordnete so rasch wie möglich meine Unternehmungen im Allgäu, kehrte ins Dorf zurück und erwarb dort das Gut meines kürzlich verstorbenen Schwiegervaters von dessen Witwe, damit meine Familie eine Heimat hatte; denn meine Frau weigerte sich der Auswanderung mehr als je.

Der amerikanische Konsul in Mannheim, den ich wegen des Reisepasses und um Rat über meine <sup>[168/169]</sup> Vollmachten aufsuchte, meinte, meines Bruders Angelegenheiten ließen sich von Deutschland aus regeln; ich kehrte also nach drei Tagen wieder ins Dorf zurück; aber nach zweimaligem Hin- und Herschreiben nach Kalifornien fand ich es ratsam, hinüberzureisen; denn wo die Ämter Umstände zu machen finden, tun sie es ausgiebig; ich verlor zumindest darüber ein halbes Jahr, und wer weiß, wann die Sache geordnet worden wäre, hätte ich sie nicht selbst in die Hand genommen. Am 23. August in erster Morgenfrühe nahm ich von Frau und Kindern Abschied, war noch selbigen Tags in Paris und fuhr am 27. von Havre nach Hull<sup>49</sup> in England, dann nach London und Liverpool, wo ich am 28sten mittags 12 Uhr mit dem Dampfer Hekla über Queenstown in Irland nach Neuyork abfuhr. Die Fahrt war furchtbar stürmisch, namentlich die ersten drei Tage so, daß ich selbst hatte Seeleute zum Herrgott beten sah. Am 10. September kam ich drüben an, besuchte meine kalifornischen Kameraden Rucktashel, wie er sich jetzt schrieb, und Thomas Nicol, fuhr aber schon am nächsten Morgen mit dem Dampfer Arizona nach Aspinwall ab. Ankunft dort am 19. September früh sieben Uhr. In zwei Stunden brachte mich auch diesmal die Bahn nach Panama, wo uns der große Dampfer Golden City mit 550 Reisenden aufnahm. Unter einem schweren Gewitter gewannen wir die hohe See, <sup>[169/170]</sup> hatten dann aber eine sehr unruhige Nacht, da betrunkene Irländer einander immer wieder verprügelten, bis der Kapitän endlich in der Frühe einige der Schlimmsten in Ketten legen ließ und 24 Stunden zur Beruhigung der übrigen Reisenden so beließ. Am 25. fuhren wir in den Hafen von Acapulco ein. Zu jener Zeit war der Hafen französisch besetzt; Mexiko führte mit Frankreich Krieg, das den österreichischen Prinzen Maximilian dort als Kaiser einsetzte;

Wieder in  
Amerika

Kalifornien zu

<sup>49</sup> Hull lässt sich nur als „Kinston upon Hull“ ausmachen, was aber an der Nordseeküste in Schottland liegt. Kromer muss in einem südenglischen Hafen zwischen Southampton und Brighton oder Dover angelandet und von dort mit der Bahn via London nach Liverpool weitergereist sein.

dieser wurde aber schon dreiviertel Jahr später — im Jahr 1867 — in Queretaro standrechtlich von den Mexikanern erschossen. Am 26. September war ich in der Nähe des Golfs von Kalifornien noch auf hohem Meer, ohne eine Ahnung, daß an diesem Tag meine Familie noch um einen weiteren Sproß, den dritten Sohn<sup>50</sup>, wie ich später erfuhr, zugenommen hatte. Er kam als äußerst serbelndes Kind zur Welt, dem man keine zwei Stunden Leben und darum die Nottaufe gab, zwei Tage darauf dann die richtige. Seinen Vater sollte er erst lange Monate später zum erstenmal sehen, und auch da immer noch nicht nur krank, sondern nah am Tode. Zum Glück ahnte ich von alledem nichts; es hätte mich doch beunruhigt. Nach sonst guter Fahrt liefen wir am dritten Oktober abends fünf Uhr durch das Goldene Tor in San Franzisko ein, was ich sogleich in die Heimat berichtete. Selbigen Abend noch fuhr ich mit dem Dampfer <sup>[170/171]</sup> nach Stockton ab. Dort gesellte sich zufällig ein Bekannter von meiner ersten Heimreise nach Hamburg (1860) zu mir und wir hatten uns nach so langer Zeit viel Merkwürdiges zu erzählen. Dann brachte mich der sechsspännige Reisewagen in ungewöhnlich lästiger und staubiger Fahrt abends vier Uhr nach Chinese Camp.

Ich suchte sogleich einige Bekannte auf und mit ihnen dann die wehmütige Grabstätte meines unglücklichen Bruders. Donat war mein Lieblingsbruder und neben meiner Frau der treueste und verlässlichste Mensch gewesen, den ich im Leben fand. Er hatte in den sechs Jahren meines Fernseins meine Mine aufs beste verwaltet, sich ein schönes Vermögen erworben, das meine aber aufs uneigennützigste gemehrt, um dann durch eine Unvorsichtigkeit jung sein Leben verlieren zu müssen.

Auf  
Bruders  
Grab

Über seinen Tod war mir in der ersten Nachricht nach Deutschland nichts Genaueres gemeldet worden. Donat war, wie er noch seinen Bekannten mitgeteilt hat, am 13. August 1865 um eine bedeutende Geldsumme beraubt worden und zwar seines Vermutens von einem Chinesen, der bei ihm in Arbeit gestanden war. Wie er noch geäußert, wollte er den Mann zur Rede stellen und scheint es in dessen Wohnung getan zu haben. Dabei erschlug ihn der Chinese mit dem Beil. Die Leiche trug er über den Fluß und verbarg sie im Gebüsch. Da Donat abends nicht wie üblich heimkehrte, <sup>[171/172]</sup> fahndete zuerst einer seiner Arbeiter nach ihm, allerdings vergeblich, und so begaben sich seine Bekannten gemeinsam auf die Suche, entdeckten den Toten im Gebüsch und fanden darauf im Haus des noch vom Ermordeten verdächtigten Asiaten Blutspuren, auch das blutige Beil und die Stiefelfährte am Ufer des Flusses, über den der Mörder sein Opfer gebracht hatte. Auf diesen Verdacht wurde der Chinese verhaftet und verhört, entkam dann aber nachts durch die Unachtsamkeit des wachhabenden Polizisten, worauf er erst 16 Monate später wieder eingefangen und vor die Richter gestellt wurde. In so langer Zeit hatte sich aber die Erregung über den Mord gemildert, und da Augenzeugen für die Tat keine da waren,

Mörder  
und  
Richter

---

<sup>50</sup> Heinrich Ernst

sprachen die Geschworenen den Mörder frei. Es hätte zwar ein Todesurteil über den Chinesen meinen armen Bruder auch nicht wieder zum Leben gebracht; aber wir mußten hören, daß die umwohnenden Asiaten 5000 Dollar zur Verteidigung des Mörders zusammengebracht, zwei der tüchtigsten Anwälte bestellt und wohl auch einen der Geschworenen bestochen hatten, der dann die geforderte Einstimmigkeit des Urteils vereitelte. Was die Anwälte anrühren, wird alles verdreht, und für Geld geht in Amerika auch alles; und wohl nicht bloß in Amerika.

Ordnen und Verkauf der Hinterlassenschaft nahmen längere Zeit in Anspruch als ich vermutet und der amerikanische Konsul in Mannheim [172/173] mir vorgegaukelt hatte; erst am 21. Oktober konnte ich mich zur Heimreise fertig machen. Ich brachte noch Blumen auf das Grab des Bruders, ging dann nach Chinese Camp zurück und fuhr mit der Postkutsche nach Copperopolis, wo ich übernachtete, um andern Tages über Stockton nach San Franzisko zu fahren. Am 23. kam ich dort an und konnte bereits am 25. mit dem Nicaragua-Dampfer Moses Taylor Weiterreisen. Ich fuhr in Gesellschaft von 185 Kajüten- und 230 Zwischendeckreisenden, aber diesmal nicht über Panama und Aspinwall, wie auf der Herreise, sondern mit dem Ziel Neuyork über San Juan del Sur und San Juan del Norte. Wir legten nur kurz in Acapulco an und kamen schon am 5. November in dem ungewöhnlich großen Hafen von San Juan del Sur am Papageiengolf an. Dort nahmen uns 30 Wagen mit 160 Maultieren auf nach Virgin Bay am Nicaragua-See<sup>51</sup>. Dieses etwa 40 Meter über dem Meer liegende Binnenwasser hat eine Länge von 150 Kilometer, also mehr als doppelt so viel wie der Bodensee, und 70 Kilometer Breite und einige Inseln, davon die größte Ometepe.

Jn  
Nicara-  
gua

Wir gelangten bei Tagesschluß an und verbrachten einen sehr vergnügten Abend. Um Mitternacht übernahm uns der Dampfer Cavaya und brachte uns in der prachtvollen Mondnacht an der Insel Ometepe und den Solentiname-Inseln vorbei über den Nicaragua-See; es war eine nie er-[173/174]lebte unvergleichliche Nachtfahrt; ich blieb die ganze Zeit auf Deck und tat kein Auge zu, trotz Reisemüdigkeit, und mit mir die meisten Reisenden. Wir erreichten am Ausfluß des San-Juan-Flusses das Fort Carlos und traten dort auf einen kleineren Dampfer über, nämlich wegen der Schnellen des Stroms, und gelangten flußabwärts am 8. November nach San Juan del Norte, womit der Ozean wieder erreicht war; will sagen: das Caribische Meer.

Jn der  
Mosquito  
-Bucht

Hier hatten wir drei Tage auf den Neuyorker Dampfer zu warten, und es waren schlimme Tage, wie ich sie ähnlich nicht erlebte. Das damals sehr heiße Wetter bescherte uns Millionen von Mosquitos. Diese Tiere gaben der Bucht ihren Namen zu Recht; sie sorgten auch dafür, daß wir diese nie vergessen werden, so lästig fielen sie uns Tag und Nacht. Wir hätten uns ihrer gern wenigstens bei Tag einigermaßen

<sup>51</sup> Heute: „Lago Cocibolca“ mit dem Ausgangshafen „La Vergin“ und dem Zielhafen „San Carlos“ am Ausfluss des San Juan Flusses und „San Juan de Nicaragua“ an der Mündung in die Karibik.

durch Baden erwehrt; das war aber hart verboten und in englischer wie in spanischer Sprache war überall durch öffentlichen Anschlag davor gewarnt, da viele Alligatoren Fluß und Bucht bevölkerten. Trotzdem erkühnten sich am zweiten Tag nachmittags vier unserer Mitreisenden, lauter Jrländer, im Fluß vor der Mückenplage Schutz zu suchen; aber kaum ins Wasser gekommen wurde ihrer einer von einem Alligator am Fuß gepackt und zu unser aller Entsetzen unter herzbrechendem Geschrei hinab-<sup>[174/175]</sup>gezogen auf Nimmersehen. Ich hatte viel Grauenhaftes erleben müssen in meinen Goldgräberjahren; aber etwas, das mich mehr entsetzt und das ich weniger vergäße, nie.

Zu Martini endlich, den 11. November kam der ersehnte Dampfer aus Neuyork an. Die Reisenden wurden ausgetauscht und noch selbigen Abends um sechs Uhr fuhr das Schiff wieder ab. Nach einer anfangs etwas stürmischen, sonst aber schönen Fahrt legten wir zuerst in Kingston auf der Insel Jamaica an, dann kurz in Santiago de Cuba, und nahmen dann Kurs zwischen Cuba und der Insel Haiti hindurch über die Bahama Inseln auf Neuyork. Die Fahrt bot alles erdenkliche Neue, obschon ich 16 Jahre zuvor auf meiner Reise nach Neu-Orleans viel Merkwürdiges gesehen und mir eingepägt hatte. Aber man wird solcher Seereisen schließlich müde, und so war ich froh, am 20. November in Neuyork landen zu können; es war ein Mittwoch und ein sehr schöner Tag.

Fahrt  
nach  
Neuyork

Ich wohnte, wie das erstemal, im Gasthof Hudson-Haus; der damalige Wirt war noch auf dem Geschäft und erkannte mich wieder; nur mein Name war ihm entfallen; es waren allerdings sieben Jahre seither. Bis zur Abfahrt eines Dampfers, der mir zusagte, hatte ich vierzehn Tage zu warten. Ich verbrachte sie z. T. in der Umgebung der Stadt, wo ich alte Freunde zu besuchen hatte <sup>[175/176]</sup> und mit ihnen meist die Abende zubrachte. Es war da ein alter Kamerad aus Kalifornien, namens Schreiber, mit dem ich geschäftlich zu verhandeln hatte; sein Bruder, dessen Aufenthalt ich in Kalifornien nicht hatte erfahren können, hatte noch einige Forderungen an Donat und ich berichtigte diese bei dem Neuyorker, dem das traurige Schicksal meines Bruders merkwürdigerweise ganz unbekannt war. Thomas Nicol und John Rucktashel waren auf Reisen und zunächst nicht zu sprechen; mit diesem aber brachte ich die letzten zwei Tage meines Aufenthaltes noch zu. Welch verschiedenes Geschick hatte jeder von uns seither gehabt! Rucktashel lebte seit Jahren in Neuyork und hatte mit seinen Geschäften viel Glück. Ich versuchte ihn, da er ja wohlhabend sei, zur Rückkehr in die Heimat zu bewegen; er lehnte aber ab: er sei Amerikaner geworden, sagte er, und fühle sich in den Staaten sehr wohl; auch glaube er nicht, daß ihm das enge ruhige Deutschland wieder behagen, geschweige genügen könnte. Bei meinesgleichen verstehe er, fuhr er lachend fort, die Rückkehr in die Heimat. Wer zehn Jahre lang einer Geliebten die Treue gehalten habe, obendrein in allen Fährnissen unter Goldsuchern, Räubern, Mördern und allen Sorten fremder Weiber, sei zwar ein unruhiger Jrrwisch, wie der griechische Odysseus, sehne sich aber nach so vielen Wagnissen und

Alte  
Freunde

Jrrfahrten natürlich, wieder den Rauch aus dem alten <sup>[176/177]</sup> Schwarzwaldhof aufsteigen zu sehen und die treue Penelope am Backofen zu finden. Jch stand da vor unbekanntem Dingen und mag einfältig dareingeschaut haben; wenigstens meinte jetzt Rucktashel lachend: „Was staunst du, Barbar; schau her!“ sagte er und brachte mir ein altes Buch, das er als angehender Student habe lesen müssen; ich solle es mitnehmen, es sei für die Langeweile meiner Seereise ein gutes Unterhaltungsmittel und passe für einen tapferen Bauern wie mich.

Nun, unterhaltend war das Buch freilich. Jch kam zwar ob der vielen närrischen Namen und der unglaublichen Götterware mit ihren verzwickten Geschichten anfangs nur schwer hinein und fand mich nicht darin zurecht, legte es auch einigemal verdrossen beiseite, mit Willen, nicht weiter darin zu lesen. Aber die Langeweile hieß mich wieder darnach greifen und ich fand schließlich Spaß an dem krausen Wunderzeug und Gefallen an den Lügen und Listen und Aufschneidereien des herumstromenden Gesellen und seiner Kumpane und nahm ehrlich Teil an seiner Freude, als er schließlich Haus und Weib und Kind wieder findet und das Fresserpack hinausräumt. Es ist viel Erfahrung in dem seltsamen Buch, und man kann sich allerlei Weisheit draus hinter die Ohren schreiben. Jch las es drum mehrmals auf der Überfahrt durch; einen Vergleich mit mir und dem irrfah-<sup>[177/178]</sup>renden Mann aber, wie Rucktashel gemeint hatte, wollte ich nicht gelten lassen.

Bücher-  
fragen

Unser Schiff war der englische Dampfer Pretoria, Bestimmung Liverpool. Er fuhr am 4. Dezember ab. Da es Winter war, hatten wir nur wenig Reisende, nämlich unser acht in erster und fünf und zwanzig in dritter Klasse; eine zweite gab es auf dem Schiff nicht. Die Fahrt war ungewöhnlich schön; es zerschlug uns kein brummiger Donnerer das Fahrzeug oder wühlte das Meer drohend auf; doch erregte mir das ewige Zwischen-Wasser-und-Himmel-schweben oft den Wunsch nach Land, und in diesem Punkt hielt ich es gern mit dem alten Griechen auf seinem gebrechlichen Floß.

Überfahrt  
und  
Heimkehr

Wir brauchten zur Überfahrt vierzehn Tage, kamen am 18. Dezember in Liverpool an und ich fuhr mit der Bahn über London nach Dover, dann auf einem französischen Dampfer nach Calais. Über Paris ging es dann nach Basel, von dort am Rhein hinauf bis Tiengen, wo ich am 21. abends zehne ankam. Bei so vorgerückter Stunde nahm ich für den Rest des Tages ein Fuhrwerk und erreichte über das Berghaus und Ühlingen das Dorf, wo außer dem Nachtwächter alles schlief, um 1 Uhr nachts.

Nein, noch Eine wachte. Und die Überraschung ob meinem unerwarteten Eintreffen war groß und noch herzlicher <sup>[178/179]</sup> der Willkomm, wenn auch unter Tränen.

Aber was machte mein fünfzehn Monate alter Jüngster für ein Gesicht, als er seinen Vater zum ersten Mal sah, den er garnicht als zur Familie gehörend gelten lassen wollte und ihm immer wieder schreiend

Am Bett  
des  
Jüngsten

das Gesicht wegwandte, bis die Mutter mich wegdrängte, mir zu sagen, wie krank das Kind sei und wie besorgt der Doktor. Aber die nächsten Tage schon wandte sich das Übel und der Kleine war vorläufig gerettet.

Jch Umgetriebener aber war wieder im Dorf und mochte zusehen, wie ich mich bei der Unrast, die mir doch wohl von Kind auf in den Knochen steckte, im engen Kreis eines Schwarzwaldbauern wohlfühlen und zurechtfinden mochte. Denn die Fäden zwischen der alten und der neuen Welt waren fürs erste, wenigstens für mein Teil, zerrissen. <sup>[179/-</sup>  
<sub>/181]</sub>

---



## Nachwort

Als ich vor geraumen dreißig Jahren meinen Vater nach den Aufzeichnungen über seine Amerikafahrt fragte, übersandte er mir diese auf etwa hundert engbeschriebenen Briefseiten, ließ ihnen dann aber noch Nachträge folgen im Umfang eines Drittels der Hauptschrift. In diesen Ergänzungen hatte ich Wiederholungen zu tilgen und einige erzählende Breiten zu kürzen; im Ganzen hielt ich mich so nahe wie möglich an die Urschrift und renkte nur sprachliche Unrichtigkeiten ein, die dem einfach geschulten und mehr oder minder mundartlich denkenden Verfasser begreiflicherweise mitunterliefen.

Nachwort

Der Verfasser ist als neuntes unter den zwölf Kindern seines Vaters Dionys Kromer und seiner Mutter Maria, geb. Kaiser, am 4. April 1829 zu Birkendorf im südlichen Schwarzwald geboren. Die Eltern fanden ihr dortiges Gut als für den Betrieb zu klein und pachteten zunächst 1830 in Riedern am Wald ein größeres von 80 Morgen; kauften acht Jahre später aber ebendort den 100 Morgen umfassenden Weilerhof. Zum Unglück der Familie starb schon zwei Jahre später, mitten in der Umgestaltung des Gutes, der Vater<sup>52</sup> nach kurzer <sup>[181/182]</sup> Krankheit weg, nicht fünfzig Jahre alt. Die Frau führte die dringenderen Verbesserungen durch, baute zu dem wiederhergestellten Wohnhaus ein zweites und teilte 1850 das Gut unter die drei älteren Söhne, wobei unserem Amerikafahrer die Aufgabe zufiel, zu seinem Hofanteil, wie er in den Erinnerungen erwähnt, sich ein eigenes Haus zu erbauen.

Der Weilerhof liegt mitteninne zwischen dem kaum 400 Seelen fassenden Dorf Riedern und dem tiefen waldigen Tal der Metma, an dessen Rand vormals die Raubburg der Ritter von Mandach lag, die heute nur noch die letzten ärmlichen Trümmer herweist. Vermutlich sind die umliegenden kleineren Höfe aus ihren Resten erbaut, womit wieder einmal der Bauer über den Ausbeuter Meister geworden wäre.

Der Knabe Dorus besuchte in Riedern die Volksschule, die in dem Gebäude des ehemaligen Klosters, richtiger gesagt: einer Probstei des thurgauer Klosters Kreuzlingen, untergebracht war. Er erwies sich als Schüler, dem die Schule nicht den seinem Eifer gemäßen Wissensschatz vermitteln konnte, sodaß er bedauerte, nicht doppelt so viel Lernstunden zu haben; es wäre sonst, wie er zu sagen pflegte, Besseres aus ihm geworden als dieseswegs. Solche Gesinnung erklärt in etwas seinen raschen Entschluß, aus gefesteten Verhältnissen heraus auszuwandern und in der Fremde seinen Mann zu stellen, unbewegt von möglichen Gefahren und un-<sup>[182/183]</sup>beirrt durch wohlmeinende Warnungen der Verwandtschaft und der Heimat.

Seine Erlebnisse in Amerika, die erste Rückkehr in die Heimat, seine Verheiratung mit Maria Maurer, der Bürgermeister-Marei, und die

---

<sup>52</sup> † 02. Febr. 1840 im Alter von 49 Jahren.

Unternehmungen mit seinem Bruder bis 1866, wo er zum zweitenmal nach Kalifornien geht, schildert das Buch. Nach der Heimkehr von dieser zweiten Amerikafahrt erwirbt er mit seinem Bruder Jakob von der badischen Regierung das Eisenwerk Schmelze im Hegau<sup>53</sup>. Als sich 1870 die Brüder in den Besitz teilen, und der eine an Stelle des zerfallenden Schmelzofens eine Baumwollspinnerei errichtet, betreibt der Amerikaner noch kurze Zeit das Hammerwerk weiter, verwandelt es dann aber in eine Sägemühle, die er neben seinem Bauerngut her bis 1875 führt.

Seine Familie zählt jetzt fünf Kinder; er spannt diese, die zwischen 14 und 7 Jahren stehen, scharf in den Bauerndienst ein, trachtet dabei aber, jedem nach Neigung eine bessere Bildung angedeihen zu lassen. So besucht die einzige Tochter, die älteste, eine Mittelschule, ebenso der immer kränkelnde dritte Sohn zur Vorbildung für den künftigen Beruf als bildender Künstler; die übrigen drei bleiben nach eigener Wahl auf dem Gut.

Obleich ihm 1880 die Frau wegstirbt, erwirbt er einen weiteren großen Hof, neben dem er die zwei kleineren im Dorf weiterführt; seine Tochter waltet <sup>[183/184]</sup> als Bäuerin. Im Jahre 1884 befällt den ältesten und den jüngsten Sohn das Auswanderungsfieber; der Vater läßt ihnen, trotzdem er sie bei dem großen Dienstbotenmangel nötig brauchte, den Willen. Den beiden folgt zwei Jahre später der zweite Sohn, seine tüchtigste Kraft, und wieder nach einem Jahr, aus Gesundheitsrücksichten, auch die Tochter, worauf er die Güter zu verpachten oder zu verkaufen beschließt und 1889 den Kindern nach Kalifornien nachreist. Von dieser dritten Ausfahrt kehrt er 1897 zurück, ist nun aber fast immer im Schwarzwald mit seinem jüngsten Bruder Johann geschäftlich tätig, dabei auch wieder am Weilerhof beteiligt. 1901, als ihn sein in München lebender Sohn überraschend besuchen will, trifft er ganz zufällig und ahnungslos den Rastlosen auf dem Weg zur vierten Amerikafahrt, fünfzig Jahre nach seiner ersten.

In Fruitvale bei San Franzisko, wo er zuletzt weilt, befällt ihn im Frühjahr 1905 eine Lungen- und Brustfellentzündung, die den so gesunden und rüstigen Mann nach achttägigem Krankenlager wegnimmt am 10. Februar: merkwürdigerweise am Todestag seines Vaters und genau fünfundzwanzig Jahre nach seiner Frau und wieder auf den Tag 50 Jahre, nachdem er den Ort Fruitvale, wo er sterben sollte, zum ersten Mal betrat.

Bei seiner Umgebung und allen seinen Bekannten hüben wie drüben war er geachtet und beliebt <sup>[184/185]</sup> wegen seines schlichten und unbestechlichen Wesens und seiner selbstlosen Hilfsbereitschaft, wo er solche für angebracht hielt; Lumpe waren dabei nicht seine Leute und gegen jede Sorte Schwindels stand er feindlich. Seine Lebensauffassung zeigt er in einem seiner letzten Briefe: „Schon in früher Jugend, kaum elf Jahre alt, habe ich mir einen Wahlspruch eingeprägt, den ich auf

---

<sup>53</sup> Eisenwerk in Zizenhausen bei Stockach.

dem Grabstein der Mutter meines guten Lehrers Keller las, die neben dem Grab meines sel. Vaters ruhte: Selig der Mensch, der sein Leben geführt, wie ers im Sterben wünscht geführt zu haben.“

Der Herausgeber  
[185/-/187]

---

## Inhaltsübersicht

### Erstes Kapitel, Seite <sup>[7]</sup> 2

Wie ein Dutzend Schwarzwälder über einen groben Wirt und über Paris  
nach Havre kommen / Eine Unglückseule  
Sechs Burschen feiern Abschied von Europa

---

### Zweites Kapitel, Seite <sup>[18]</sup> 7

Die gestörte Fahrt / Die Unglückseule wirkt / Ein nasses Grab  
Sturm draußen, Krakehl drinnen / Gefährliche Flaute  
Verzögerte Landung

---

### Drittes Kapitel, Seite <sup>[34]</sup> 14

Erste Trennung in Amerika und Wiedersehen/Backstein-Träume  
Kalifornien als Ziel / Todes-Ernte und Heu-Ernte

---

### Viertes Kapitel, Seite <sup>[50]</sup> 21

Ein Brief aus Deutschland und ein Abschied  
Auf der Ochsenfuhre / Cholera und Wettreiten  
Der Verfasser maust Branntwein / Sterben und Heiraten  
Texasmüde

---

### Fünftes Kapitel, Seite <sup>[63]</sup> 27

Rückblicke auf Texas / Erbschaft und Enttäuschung  
Sklaverei / Herdenglocken und Kirchengeläute  
Schicksale der Auswanderer/Allerhand Fußreisen für den Verfasser  
Reise nach Panama / Spaßige Schreckensnacht  
Verbrecherspuren

<sup>[187/188]</sup>

### Sechstes Kapitel, Seite <sup>[90]</sup> 39

Verzögerte Welter- und mißliche Überfahrt  
Früchtlein-Geleit / Durchs Goldene Tor ins Goldland

---

Siebtes Kapitel, Seite <sup>[96]</sup> 42

Schiffsunglück Nr. 2 / Früchtleins Übergabe / Erstes Glücksspiel  
Ein Helfer in der Not / Goldgräbers wechselndes Glück  
Ein gewinnbringendes Chinesengrab

---

Achtes Kapitel, Seite <sup>[110]</sup> 48

Ein Buder ist willkommen, Diebsvolk weniger  
Ernstere Gefahren / Ein Hund als Warner  
Mexikaner und andere Banden / Lohn für Mörder  
Goldgräber-Bräuche / Indianisches

---

Neuntes Kapitel, Seite <sup>[135]</sup> 60

Ekles Geziefer und die lieben Nächsten / Weibermarkt  
Eine Hoffnung wird getäuscht und eine lange Reise endet in der Heimat

---

Zehntes Kapitel, Seite <sup>[161]</sup> 71

Geschenke, Geschäfte und eine Hochzeit  
Eine Unglücksbotschaft / Zweite Amerikafahrt und Rückkehr

---

Nachwort, Seite <sup>[181]</sup> 81

---

ENDE der Abschrift

---